

Kriegerische
Abentheur.

Historisch = romantische Gemälde

von

J. K. von Train.

Hauptmann a. D.

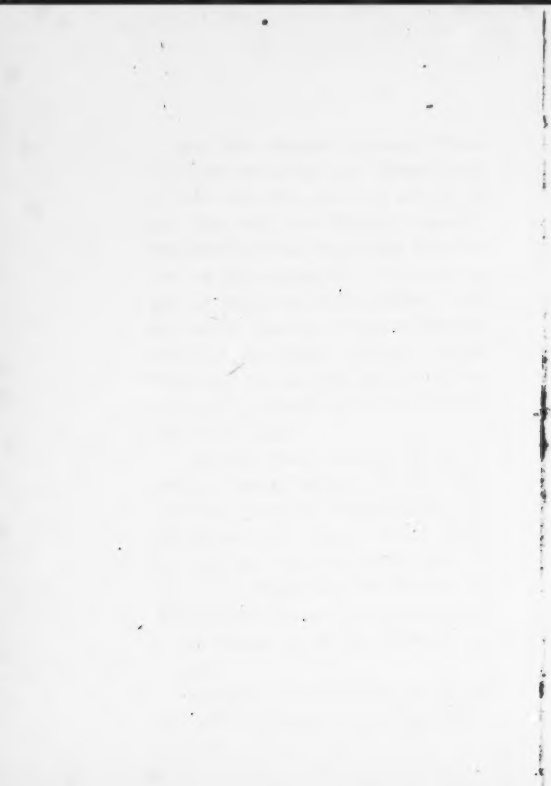
- 1) Der Gang nach dem Friedhofe.
- 2) Liebe und Rache.
- 3) Abentheur eines französischen Chasseur-à-cheval in Italien.

Nordhausen,
bei Ernst Friedrich Fürst.

1831.



Der Gang nach dem Friedhofe.



Es war ein bildschöner Herbstabend, als der Jägerhauptmann Bidrnshtol mit einem Theil seiner Compagnie in Hallenrode einrückte. Reizend und freundlich, mitten unter dunkeln Fichten- und kühlen Buchenwäldern, liegt das Dörfchen am südlichen Gestade des baltischen Meeres, nördlich die lachendste Aussicht in die offene See darbietend. Eine Halbinsel, dem schweifenden Auge ein liebes Ruheplätzchen, taucht links im blassesten Dunkel aus den Wellen empor. Einsam ist das Dörfchen; von grünen Anhöhen umgürtet, crinnern nur rechts, über eine Bucht des Meeres hinaus, die blauen Thürme der fernen Stadt an die größere Welt.

Fern vom Gewühle lärmender Städte
weilt gern der Fühlende hier. Ahnend schaut
er in die weite See, und es ist, als wäre er
hier näher den fernen Nationen verwandt.
Weit über die Bläue hinaus blüht Britannien,
dort das schöne Frankreich. Die Welle, die
jezt des Wandelnden Sohle bespühlt, brach
sich vielleicht schon an Schwedens Scheeren,
oder trug eine Gondel Venedigs. Größer
scheint hier das unendliche Reich der Phantasie
noch, und leicht, wie ein reiner Aether,
hebt sich ihr Fittich.

Hütte an Hütte, hauset hier Fischer an
Fischer, fromme, fleißige, genügsame Menschen,
jedem ruhet hier seine Hoffnung in der
Meeresfluth und in seinen Netzen. Mitten
im Kreise der freundlichen Hütten erhebt sich
dicht an der kleinen Kirche die Wohnung des
Pfarrers, von duftenden Blumen und fruchtreichen
Bäumen in sinniger Gestaltung umfangen.

Kurz war an diesem Tage der Marsch,
Björnshol nicht ermüdet und voll Verlangens,

noch am Gestade des Meeres zu wandeln und im Genuße der unermesslichen, wunderschönen Aussicht zu schwelgen. Der Pfarrer bot sich dem Hauptmann zum Begleiter an. Dankbar empfing dieser das Anerbieten des lieben, ehrwürdigen Greises.

Ihr Weg führte sie am Friedhofe vorüber. Es war nur ein kleiner Raum, aber in seiner Gestaltung sprachen sich ein religiöser Sinn und eine geschmackvolle Zierlichkeit im schönen Einklange aus. Jedes Grab war mit blühenden Gewächsen geschmückt, blendend-weißer Kieß deckte die in Wellenlinien dahin laufenden Gänge, und säuselnde Akazien und schattende Platanen umschlossen das Asyl der Lebensmüden, diese inhaltreiche, ahnungsvolle Stätte, wo jeder irdische Nimbus und jeder Wahn und jede Täuschung und jedes Dunkel schwindet.

Still, mit sanftbewegtem Herzen weilte der Hauptmann im Beschauen der Todeshügel. Der Pfarrer führte den Beschauenden in die dunkelste Ecke des Friedhofes. Von Trauer:

weiden beschattet stand dort ein aus grauem Stein gehauener Nachen. In ihm lag eine weibliche Gestalt, die Hände zum Gebete gefaltet, die Augen geschlossen; an ihrer Seite kniete ein Knabe, Blicke und Arme zum Himmel emporhebend. Beide Gestalten waren aus blendendweißem Marmor gemeißelt. Vergißmeinnicht und Rosen bekränzten den Nachen; dicht daneben stand ein Ruhesitz, aus bemoosten Steinen geformt.

Ueberrascht von diesem bedeutungsvollen, mit hoher Kunst ausgeführten Gebilde der schmerzvollsten Reminiscenz, wollte Böörnshol so eben sich Aufklärung erbitten, da knisterte es im Sande des Ganges. Rasch führte der Pfarrer den Hauptmann zur Seite. Auf einen Krückenstock gestützt, wankte ein alter Mann, starr vor sich hinblickend, an ihnen vorüber. Das Ordensband im Knopfloche des schlichten, feinen Oberrocks, die Narben auf Wange und Stirne, der lahme Arm in der Binde bezeichneten den kampfoversuchten Krieger, die Furchen des kahlen Angesichts, der matte, schwankende

Gang, die wenigen eisgrauen Haare, den gramgebeugten, für das Grab reifen Greis. Ohne aufzublicken, ließ er sich auf den bequemsten Ruheplatz nieder, und das zitternde Haupt sank auf die schwer athmende Brust. Leise zog der Pfarrer den Hauptmann mit sich fort, der die ehrwürdige, leidende Gestalt mit Blicken der Behmuth betrachtete.

„Dort, unter jener Ulme, sollen Sie die Jammergegeschichte dieses edlen Mannes hören,“ sprach der Pfarrer. Sie lagerten sich am Fuße des Baumes, der Pfarrer erzählte:

„Im schönsten Glanze sank einst die Sonne hinter die westlichen Buchenhügel. Die Mücken schwirrten, der Maikäfer summt, und schon stimmte hier und da eine Grille ihr Abendlied an, als der alte Fischer Peter mit seiner Tochter Susette aus der Hütte traten, um die Rehe zum nächtlichen Fang wieder in Ordnung zu bringen.

„Die See ist so ruhig, Susette,“ hub der Alte an, „wir werden diese Nacht einen guten Fang machen.“

Eusette schwieg, und während der Alte seine Stummelpfeife anzündete, arbeitete sie ohne aufzusehen am Neze.

„Ei, Vater, was raschelt denn da im Strauch,“ fuhr sie mit einem Mal auf, und eilte zu der verdächtigen Stelle. Sie bog die Zweige auseinander, und verschwunden war sie des Vaters Blick.

„Um Gotteswillen, macht mich nicht unglücklich!“ rief eine zitternde Männerstimme ihr entgegen, und ein junger schlanker Bursche, in Bauerntracht, stand vor ihr.

„Nun, was giebt's denn?“ fragte, doch etwas erschrocken, das entschlossene Fischermädchen.

„Ach ich kann's, ich darf's nicht sagen. Willst Du mich retten?“

„Vor wem? Was habt Ihr verbrochen?“
— „Kommt zum Vater.“

„Um's Himmelswillen nicht! Alte Leute sind bedenklich. Er würde mich verrathen. Sie sind mir auf der Spur.“

Ängstlich trat Eusette ein paar Schritte

zurück. „Wer denn? Wer seid Ihr? Ich fürchte mich vor Euch.“

„Fürchtet Euch nicht, ich bin kein Verbrecher. Ich bin — ich — die Soldaten — Ich sollte“ —

Jetzt verstand ihn Eusette wenigstens halb.

„Ei, wenns weiter nichts ist, so kommt nur getrost mit. Der Vater hält's nicht mit den Soldaten, er wird Euch wohl helfen. Hier seid Ihr sicher. Bis zur Gränze ist über eine Meile; hier suchen sie Euch gewiß nicht.“

„Seht da, Vater;“ sprach sie, und trat mit dem Flüchtling näher. „Seht da, den armen Menschen haben die Soldaten über die Grenze gejagt. Sagt ihm doch, daß er bei uns sicher ist, und daß Ihr ihn nicht verrathen wollt. Seht nur wie er zittert.“

„Kommt näher, Freund,“ sagte freundlich der Alte, und erzählt mir erst, wie alles zusammenhängt. Zu fürchten habt Ihr auch nichts. Kommt, setzt Euch zu mir.“

Mit einem tiefen Seufzer reichte der

Ankömmling dem alten Peter herzlich die Hand, und folgte dann nach einem frohen: „Gott sei Dank!“ seiner Aufforderung.

Susette stand in geringer Entfernung bei ihren Nehen.

„Von wo her seit Ihr?“ fragte Peter.
„Wie heißt Ihr?“

„Ich heiße Johann Baum,“ antwortete der Fremdling. „Mein Vater ist ein Freisasse im * * schen. Ich bin sein einziger Sohn, nach der landesherrlichen Verordnung also frei vom Militairstande; aber der Herr General hat vielen andern Burschen den Abschied gegeben, deren Väter reicher sind, als der meiste, und also auch mehr opfern konnten, und mich verlangte er dagegen wider Recht und Gesetz. Mein alter Vater hat auf den Knien vor ihm gelegen, und um meine Freiheit gebeten; aber alles umsonst. Da ist mein Vater zornig geworden, und hat dem Herrn General gesagt: er solle sich vor Gott und seinem Fürsten schämen, daß er weder Gerechtigkeit noch landesherrlichen Befehl respek-

tire. Darauf hat der Herr General meinen Vater geschimpft und auf die Wache bringen lassen, und als er endlich gestern spät am Abend aus der Stadt nach Hause kam, so war sein erstes Wort: „Sohn, mache, daß Du über die Grenze kommst; denn jetzt ist alles vorbei!“ — Ich beschloß, dies gleich den kommenden Morgen zu thun, packte Wäsche und Kleider ein, und der Vater wollte mir heute frühe noch einen Zehrpfennig auf den Weg geben; aber die Soldaten mochten das wohl gemerkt haben; denn schon in der Nacht war ein Kommando vor der Thür, um mich abzuholen. Glücklicherweise konnte ich mich (denn ich hatte, um recht frühe munter zu sein, mich angekleidet aufs Bett gelegt,) noch schnell genug zurückziehen. Ich sprang durchs Kammerfenster. Ein Unteroffizier bemerkte es, und setzte mir nach; ich wußte die Schliche besser, als er, und so entkam ich glücklich ins ***ger Gebiet. — Bin ich hier sicher, so lohne Euch's Gott, wenn Ihr mich aufnehmt. Vergelten kann ich's Euch

nur durch Treue und Arbeit. Ich habe nichts weiter, als wie Ihr mich da seht. Wie ein Verbrecher bin ich den ganzen Tag umher geirrt. Ueberall fürchtete ich verrathen zu werden, bis endlich Hunger und Durst und das freundliche Gesicht Eurer Tochter mich bewogen, Euch mich zu nähern.

„Susette, bringe“ — doch etwas zu essen, wollte der Alte rufen; aber Susette war schon nach der Hütte gesprungen.

„Ich helfe gern denen, die von Werbern verfolgt werden,“ sagte Peter, „obgleich ich mit mir selbst noch nicht recht einig bin, ob's recht oder unrecht ist. Aber bei Euch glaube ich ein christlich Werk zu thun, wenn ich Euch in meiner Hütte Schuh gönne.“

Eben brachte Susette, die sich mit einer weißen Schürze, dem Gaste zu Ehren, geschmückt hatte, Brodt, einige geräucherte Fische und einen Topf mit Milch.

„Da, laßt Euch!“ sagte sie, und setzte alles vor dem Erschöpften hin.

„Eßt, trinkt,“ fügte der Alte hinzu, „und

wenn Ihr uns bei unserm Gewerbe helfen wollt, und es Euch bei uns gefällt, so könnt Ihr bleiben, so lange es Euch beliebt. Nicht wahr, Susette?" wandte er sich an die Tochter, „seit die Mutter todt ist, wird's uns selber doch zu sauer?"

Susette sagte ja; aber es war ihr, als ob sie eigentlich hätte nein sagen müssen. Der junge hübsche Fremdling sollte hier bleiben, mit ihr unter einem Dache wohnen. Der Gedanke an die verstorbene Mutter, eines verlorenen Gliedes der Familie, die Idee eines möglichen Ersatzes desselben durch den Ankömmling, und einer Heirath — ach! eines so süßen Wortes für ein hübsches Mädchen; — alles das wirbelte im Nu bei ihr bunt in Kopf und Herz durch einander, und sie stand recht albern da.

„Wollte Gott! es wären keine Soldaten in der Welt nöthig!" begann der Alte. „Es ist eine abscheuliche Bestimmung, bloß zum Menschenmorden da zu sein! Der Soldat taugt nicht zum Frieden, und über den Helben

geht oft der fühlende Mensch zu Grunde. Ja, Johannes Baum, oder schlechtweg, John, bleibt bei mir, und hilft mir in meinem Gewerbe. Ich führe nur Krieg mit den Fischen und höchstens noch mit den Vögeln, und das bei besinde ich mich wohl. Hier meine Hand, schlägt ein."

Frohen Herzens schlug Johann ein. Er wurde Haus- und Gewerbe-Genosse beim alten Peter.

War es die paradiesische Gegend, war es Reiz der Neuheit; oder war es die rothwangige Susette — John lebte hier glücklicher, als mancher Fürst auf seinem Throne. Er fand bald Gelegenheit, seinem alten Vater Nachricht von sich zu geben, und erhielt manche Unterstützung von ihm, die er redlich mit der Fischersfamilie theilte. Der alte Baum ließ ihn durch Vertraute warnen, sich ja nicht aus seinem Schlupfwinkel hervor zu wagen, bis er etwas in Vergessenheit gerathen sei. Die Soldaten sollten auf's genaueste nach ihm forschen.

Es vergingen mehrere Monate, der Herbst rauschte schon durch die Fichten, und entlaubte die Buchen. Die Tage wurden kürzer und kürzer. Das brüllende Meer verkündete den nahen Winter. Der Fischfang hörte auf; die Netze wurden verwahrt, und alles im Dörfchen beschäftigte sich jetzt mit dem Drosselfang.

Nicht leicht wird irgendwo dieser herbstliche wohlgeschmeckende Zugvogel häufiger gefunden, als hier. Zu Tausenden wird er gefangen, und theils zur Stadt auf den Markt geführt, theils auch von den Leckermäulern, mit Wacholderbeeren gebraten, zur Stelle verzehrt.

John und Susette hatten sich durch das tägliche Zusammensein an einander gewöhnt. Sie sahen sich gern; aber es kam Beiden nicht in den Sinn, an Liebe zu denken. Immer auf dem Meere, mitten unter den, oft Tod drohenden Bogen, hatte eine ununterbrochene ermüdende Arbeit ihren Herzen nicht Zeit gelassen, zartere Gefühle zu nähren.

Wie so ganz anders war es jetzt. Peter war alt und schwach, und wurde es täglich mehr. Gern blieb er, wenn es thunlich war, daheim; denn seine Schwäche mahnte ihn nach acht und sechzigjähriger Arbeit an Ruhe. John und Susette hatten also allein den Drosselsfang zu besorgen. Er schnitzte die Bügel; sie drehte die Pferdehaarschlingen. Er erkletterte die Ebereschensbäume, und sie sammelte die rothe Lockspeise der Vögel in niedliche, von ihrer Hand geflochtene Körbe. Zusammen gingen sie Abends und Morgens in den Wald, um aufzustellen und die Ausbeute abzuholen. Der Wald rauschte so lieblich; so grauig brauste das Meer. Hier galt es Anstrengung aller körperlichen Kräfte; dort war ihre Beschäftigung ruhiges, liebgewordenes Spiel. Hier verwehte der Wind oft auch das lauteste Wort; dort hörten sie einander so nahe, jeden Athemzug, jeden Seufzer. Im Walde lernten sie fühlen, und fühlten dann — daß sie sich liebten. Es war aber jene reine himmlische Liebe, die sich immer mehr in sich selbst

zurückzieht, je stärker sie wird. Von Tage zu Tage gab es zwischen ihnen des Redens weniger. Eusette wurde roth, so bald John sie ansah, und John senkte den Blick, so bald er Eusettens Blicken begegnete. —

Eusette war ein hübsches, rothwangiges Landmädchen, trug sich recht artig und wußte gewandt zu antworten. Letzteres verdankte sie der Stadt, welche sie in der Regel wöchentlich zweimal mit Fischen oder mit Drosseln besuchte. Sie hatte dabei ein Herz, rein wie ein Engel, und die edle ländliche Einfalt der Sitten bewahrt. In der Stadt nannte man sie nur das schöne Suschen.

Viel der Anbieter hatte sie zu Johns großem Schmerz. Ueberall wurde sie umlagert; und obgleich sie, zu Johns Freude, auch überall die niedrigsten Körbe austheilte, so fürchtete er dennoch für sein Glück und seine Ruhe. Am gefährlichsten unter Allen schien ihm ein Jäger zu sein, welcher auf seinen Nimrodsszügen in Eusetten ein recht artiges Wild aufgespürt hatte, das er des Fanges werth zu

halten schien. Er diente auf einem angrenzenden Gute im * * schen, und Berg und Thal schied ihn von dem Dorfe, worin Susette lebte. Aber Stöhrs (so hieß der Weidmann) achtete keine Beschwerden, um das liebevolle Mädchen zu sehen. Er kam öfter und öfter, und am Ende fingen seine Besuche an, eine Art von Förmlichkeit zu gewinnen. Kein Sonntag verging, an dem Stöhrs nicht, herrlich herausgestaffirt, den Alten besuchte, und um Susetten herumflatterte.

Susette, gegen Jedermann freundlich, war es auch gegen Stöhrs. Das verstand nun dieser unrecht, und John ebenfalls. John wurde in dem Grade gegen Susetten zurückhaltender, in welchem Stöhrs Freundlichkeit und Zudringlichkeit zunahm. Das Mädchen blieb sich gleich. Sie verwies es lachend, wenn er ihr eine Schleife aufband, oder sie mit Gewalt küssen wollte, und bemerkte es nicht, wenn John, voll Eifersucht, sich mürrisch entfernte.

Unter solchen Umständen glaubte Stöhrs

endlich mit dem Mädchen weit genug zu sein, um nun bei dem Vater förmlich um sie werben zu können. Er bestimmte bei sich den nächsten Sonntag dazu.

Der Winter hatte sich allmählig eingestellt. Die spätherbstlichen Nebel fingen an, in losen Flocken herab zu fallen. Die Drosseln waren entflohen, und in der See zeigte sich Treibeis.

„Kinder,“ hob der Alte mit einem Male an, „mit mir wirds nicht lange mehr dauern. Ich fühl's, mir werden die Rosen nicht mehr blühen; und Dich, Susette, möcht' ich deshalb vor meinem Ende doch noch gern versorgt sehen.“

D wie pochte dem guten John und der heiß, aber verschwiegen liebenden Susette das Herz! Keines vermogte, zu antworten.

Der Alte fuhr fort:

„John ist nun schon über ein halbes Jahr bei uns. Er ist immer, ich muß es gestehen, treu und arbeitsam gewesen, und versteht nun schon das Gewerbe, — da dachte ich denn

so — was meinst Du, Euse? was denkst Du, John? — wenn Ihr ein Paar würdet?"

Eine lange Pause war die Antwort.

„Nun, mißfällt Euch mein Vorschlag?"

Schüchtern antwortete John mit einem Seufzer: „Ich wäre es gern zufrieden, aber — der Jäger" —

„Stöhrs?" fragte Eusette lachend, „der?"

„Geht er Euch denn nicht schon seit einem Vierteljahr überall nach?" fuhr John fort.

„Kann ich's ihm wehren?" erwiderte Eusette.

„Ich habe Euch herzlich lieb," flüsterte John halb laut.

„Hast Du's ihr denn gesagt?" fragte Peter. „Nein," war die Antwort, „aber merken hätte sie's wohl können."

„Ei, es will sich doch für ein ehrbares Mädchen nicht schicken, daß es zuerst von so etwas spricht," fiel endlich Eusette ein, und wußte kaum, daß in diesen Worten das Bekenntniß der Liebe von ihren Lippen floss.

„Gott sei Dank!" sprach seelenfroh der

Alte. „Mein Wunsch ist erfüllt. Ihr seid ein Paar! — Kommt her“ — fuhr Peter fort und legte ihre Hände in einander, „seid glücklich! Liebt Euch immer treu und herzlich, und Gott wird Euren Bund segnen.“

Zu welchen Freuden am kommenden Morgen John und Susette erwachten? — Wozu sie beschreiben! Wer liebt und geliebt hat, wird fühlen, was Beide empfanden; wer nie liebte, würde jede Schilderung belächeln.

Der Alte, dessen Kräfte täglich mehr schwanden, wünschte Eile, und so wandert denn schon am nächsten Sonnabend John zum Pfarrdorfe, um — welch süßer Gang — um sein Aufgebot mit Susetten für den Sonntag zu besorgen.

Stöhrs, der in einigen Tagen nicht da gewesen war, wußte von dem allen nichts. In der Gallalivree langte er den Sonntag an. Kein Gedanke war in ihm aufgestiegen, daß John sein begünstigter Nebenbuhler sein könne. Er fand die glückliche Familie bei dem Mittagessen. Auf des Alten freundliche

Einladung nahm er daran Theil, scherzte dazwischen mit Susetten, und weidete sich tückisch an Johns Blicken.

Sehr bald entfernte sich das junge Paar, und Stöhrs, mit dem Alten allein, hatte nun Gelegenheit, seinen Spruch anzuhören.

Er that es; aber wie ward ihm, als er das Geschehene erfuhr! „Susette dem?“ sprach er und wurde bleich vor Wuth; „dem Verlaufenen? dem * * schen Deserteur?“ Rasch stand er auf und eilte fort.

Der Alte erbehte bei dem Worte: Deserteur.

„Aber so hört doch nur, lieber Stöhrs“ — rief er dem Zornigen nach; allein er war schon zur Thür hinaus. Im Weggehen sah er John und Susette in süßer Traulichkeit an der Hausthüre stehen. „Warte, Falsche,“ murmelte er im Fortgehen wild, „ich gehe jetzt, aber ihr sollt mich wieder sehen.“

Stöhrs, ein heuchlerischer, löcherer Bube, hatte auf diese Verbindung sein Glück gebaut. Er steckte in Schulden. Hier boten sich ihm

ein eigenes Häuschen, eigener Heerd, und, wie er wußte, auch ein paar hundert Thälerschen Brautshatz, das Vermächtniß einer alten Ruhme Sufettens, und dabei ein reizendes Weib dar. Diese Aussichten verschwanden nun mit einem Male. Verschmäht, und, wie er sich's einbildete, von Sufetten betrogen, athmete er nur Rache.

Das glückliche Kleeblatt fürchtete den Ausbruch seiner Tücke. Peter hatte im traulichen Gespräch einmal dem lauernden Stöhrs die Flucht des Johannes Baum entdeckt, und ihm so die furchtbarste Bidsje gegeben. Doch es vergingen mehrere Tage, und Stöhrs ließ sich weder sehen noch hören. Man wurde wieder ruhig, und traf die Anstalten zum Hochzeitfeste. Nur John vermochte nicht, wieder ganz heiter zu werden. Stöhrs hatte durch seine Aeußerung den Gedanken in ihm geweckt, daß er, ein ewiger Flüchtling, nie einer ruhigen Stunde sich erfreuen dürfe. Vater und Braut suchten ihn zu trösten, zu beruhigen,

aufzumuntern. Er zwang sich, heiter zu sein, und der Hochzeittag nahte heran.

Eusettens Verwandte und Johns Vater waren zu dem kleinen Feste geladen. Der alte Peter hatte alles aufgeboten, um seiner Tochter Ehrentag recht festlich zu feiern, und dankbar erkannten dies die Gäste, und lohnnten seine Bemühungen durch eine heitere Stimmung. Gegen Abend entfernten sich die Geladenen, und die Freuden der Brautnacht winkten dem glücklichen Paare.

Das Meer heulte, der Wald brauste, die Nacht war furchtbar. Die Elemente schienen sich gegen ein Bubenstück zu empören.

Mitternacht war vorüber, und süß schlummerte John, das holde junge Weib im Arme; da pochte es stark an die Thür der Hütte. John erwachte. „Wer da!“ rief er, und „Stöhrs!“ scholl ihm eine gräßliche bekannte Stimme entgegen; „Stöhrs kommt zur Hochzeit; mach auf!“

John erbehte. Eusette war erwacht, und

schmiegte sich, durch den Lärm erschreckt, fester an ihn.

„Aufgemacht!“ schrien mehrere Stimmen zugleich.

„Laß mich, Susette!“ stammelte John. „Es ist Stöhrs, sie kommen, mich abzuholen.“ Bitternd entwand er sich den Armen des geliebten Weibes, und öffnete die Thür.

Er hatte sich nicht geirrt. Bajonette blinkten ihm entgegen, und Stöhrs stand mit bleichem, von gräßlicher Wuth verzerrtem Gesicht vor ihm.

„Ist sie nun Dein?“ grinste er ihn an. „Das ist er,“ rief er den Soldaten zu, und deutete auf John, „das ist er, ergreift ihn.“

Im leichten Nachtgewande stürzte Susette herbei. Der alte Peter trat bebend hervor. „Erbarmen!“ schrien Beide, und warfen sich dem Korporal und dem tüchtigen Stöhrs zu Füßen.

„Sehn wir uns wieder?“ donnerte der Bösewicht ihnen hohnlachend zu. „Ich habe Wort gehalten.“ —

Kaum ließen die Soldaten dem Verrathenen so viel Zeit, sich nothdürftig zu bekleiden. Er wurde gebunden, auf einen bereit stehenden Wagen geworfen, und von einem starken Kommando fortgeführt.

„Adieu, schönes Suschen,“ hohnlächelte Stöhrs. „Schlafs noch ein paar Stündchen; Ihr seht mir noch ziemlich nüchtern aus. Es thut mir leid, daß ich Euch um den Rest einer schönen Nacht gebracht habe. Adieu, Alter! Nicht wahr, der Jäger weiß das rechte Fleckchen zu treffen?“ Mit diesen Worten verschwand das Ungeheuer.

Wer malt den Jammer der Unglücklichen, der Verlassenen! — So steht der Vater bei dem Sarge des Liebling's, den ein Blitz aus heiterer Luft traf. Tödlich schien ihnen ihr Schmerz, und doch mußten sie ihn tragen. O, der Mensch kann viel leiden, muß viel leiden können.

Ohne Trost, ohne Aussicht, ohne Hoffnung starrten sie in die finstere Nacht, bis das

späte Morgenroth Susettens abgehärmte Wangen röthete.

In vollem Trabe wurde der Unglückliche der Grenze zugeführt, damit der Morgen die Räuber nicht auf fremdem Gebiet ereilen möchte. — Stöhrs, der Bösewicht Stöhrs, hatte nicht gesäumt, es dem Regiment anzuzeigen, wo der unglückliche Johann Baum lebe. Der General, noch erbittert über die derben Wahrheiten, die er von Johns Vater hören mußte, gab, im Kreise der Offiziere, sein Ehrenwort, daß er die Kanaille wieder haben müsse, und wenn sie der Satan in der Hölle versteckt hielt! Stöhrs meinte, da der Deserteur im ***ger Gebiet sich aufhalte, so wäre wohl List der einzige Weg seiner habhaft zu werden. Aber der vom Borne beherrschte, vom verpfändeten Ehrenwort gereizte General hatte mehr Entschlossenheit. Was lag ihm an Verletzung des Völkerrechts? Stöhrs wußte einmal seinen Aufenthaltsort, der General machte ihn also zum Anführer eines Kommandos, um den Armen bei der besten Gelegenheit,

die er Stöhrs eigenem Ermessen anheilm stellte, mit Gewalt aufzuheben. — Geßfiffentlich wählte der Bube gerade die Brautnacht, um die Verhaßten auf's härtefte zu verwunden, und so ward der unglückliche John das Dpfer einer höllifchen Tücke.

Kaum war der Unglückliche an Ort und Stelle angelangt, fo wurde er umgekleidet, der Waffenunterricht ihm stoßmäßlg beigebracht, und nach vier Wochen fand er, als ein vollkommener Soldat, in Reih und Glied.

Wohlweislich hatte der General, um alle Nachforschungen und Verwendungen zu vermeiden, den Unglücklichen an ein anderes, entfernt garnifonirendes Regiment abgegeben. In Folge geheimer Aufträge fand er unter ganz besonderer Aufficht; denn er durfte selbst nicht einmal fchreiben. Der Kummer nagte an feinem Herzen. Eufette war fein Gedanke, war fein Traum. — Der heitere Frühling erschien. Aber für den Unglücklichen giebt es keinen Frühling. Sehnsucht und Liebe fchienen ihn dem frühen Grabe entgegen zu führen.

Da erscholl es: Krieg! Krieg!

Johns Regiment marschirte. „Hinein, hinein in die Wassenfluth,“ dachte er, „früher wird dort der Tod dich finden.“ — Er hoffte vergebens. Schlachten fanden nicht statt; es ward marschirt, aber nicht gestritten.

Zwei Jahre schweifte er mit seinem Regiment in verschiedenen Provinzen herum, ohne den Feind zu sehen. — Es ward Friede. Die Schaaren kehrten heim, und mit dem Annähern an den vaterländischen Boden, hoben Sehnsucht und treue Liebe auch seine Hoffnung wieder empor.

Unter dem Schutze eines durch Geld gewonnenen Unteroffiziers schrieb er aus der Garnison einige Mal an sein geliebtes Weib, aber immer kam keine Antwort. „O Susette, Susette, klagte er im Stillen, hast du deinen treuen John vergessen?“ — Der Arglose ahnete nicht, daß der falsche Freund seine Briefe dem Hauptmann einhändigte, der sie vernichtete.

Er wagte es um Urlaub zu bitten. Er

wurde ihm versagt. „Das Frühjahr,“ hieß es, „sei nahe. Man wisse nicht, ob nicht bald zum großen Manöver nach G..... marschirt werden würde.“

Nach einigen Wochen langte diese Ordre an, und das Regiment marschirte sogleich nach G..... ab.

Der Tag des Manövers erschien. Im schönsten militairischen Glanze standen die Reihen aufgestellt, und der große Fürst ritt, langsam musternd, die Linien auf und ab.

„Jetzt, oder nie!“ dachte John. Er stand im ersten Gliede. Der Fürst kam näher und näher. Nur noch wenige Mann vor ihm, und die Gelegenheit war da. „Jetzt oder nie,“ dachte er, trat hervor, warf sich zu den Füßen des stolzen Rosses nieder, blickte dem freundlichen Herrscher ehrlich und offen in's Auge, erzählte so kurz als möglich seine Geschichte, und — bat um seinen Abschied.

„Steh auf!“ rief ihm der Fürst zu. John gehorchte.

„Ist das alles wahr, was Du sagst?“

„Ja, Erw. **," antwortete John mit dem ruhigen Tone der Wahrheit.

„Ich werde mich erkundigen," erwiderte der Fürst, schrieb etwas in sein Portefeuille und ritt weiter.

O wie belebte die schöne Hoffnung den Armen; wie freute er sich, als der Abend ihm endlich Ruhe und Einsamkeit bot, um seinen süßen Träumen nachhängen zu können. Wie manches Vielleicht und Wenn und Aber wirbelte in seinem Kopfe umher. Bald mußte ihn der Fürst vergessen haben; bald gedachte er in acht Tagen bei Susetten sein zu können. Möglichkeiten und Unmöglichkeiten wichen einander, wie gaukelnde Schatten, und er hatte weder Rast noch Ruhe.

Früh erwachte er von einem kurzen Schlummer, Hoffnung im Busen. Mit leichtem Herzen pakte er sein Gewehr, und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo die Parade wieder aufgestellt werden würde. Endlich erschien er. Die Reihen standen da, aber der Fürst — der Fürst erschien nicht. Seine

Hoffnung sank. — Da kam keuchend eine Ordonnanz auf ihn zu und sprach: „Baum, Er soll sogleich zum Fürsten kommen; Se. ** sind am linken Flügel.“

Wer zweifelt, daß John — flog?

Der Fürst erwartete ihn. „Dir ist unrecht geschehen, mein Sohn; aber ich kann nicht überall sein. Da hast Du Deinen Abschied, und hier ein kleines Reisegeld. Geh und grüße Dein gutes Weib.“

John wollte danken, aber der Fürst winkte mit der Hand und ritt davon.

Ob der Glückliche sich wohl Zeit nahm, die Gnade des so großen als edlen Fürsten zu benutzen? — Wer könnte so fragen! Der Abend fand ihn seiner Heimath schon um vier Meilen näher, und setzte er seinen Marsch mit dieser Schnelligkeit fort, so konnte er nach drei Tagen schon bei ihr, dem einzigen Ziele seines heißesten Sehnsüß sein.

Der Weg führte ihn am letzten Tage seiner Wanderung durch sein Vaterdörfchen. Einige Stunden konnte er schon dem alten

Vater noch gönnen, und mit Sonnenuntergang war er doch am Ziel.

Aber da hatte er sich verrechnet. Beinahe drei Jahre lang hatte der Alte seinen unglücklichen Sohn entbehrt; jetzt mochte er sich so schnell nicht von ihm trennen. „Rein,“ sprach er, „diese Nacht bleibst Du bei mir, schläfst wieder einmal auf Deinem alten Nachtlager, und morgen, mit Gottes Hülfe, eilst Du weiter zu Deinem Weibe.“

„Was macht sie, was macht meine Sussette?“ fragte John hastig.

„Ach, sie hat viel um Dich gelitten, mein Sohn. Beinahe hätte sie der Kummer um Dich getödtet; aber die Vorsehung schützte sie, und sie genas. Dein Schwiegervater ist todt.“

„Das hatte ich erwartet,“ erwiderte John mit einer kindlichen Thräne im Auge.

„Bis an seinen Tod half er der Tochter treulich in ihrem Gewerbe. Seitdem setzt sie's allein fort, so gut sie kann. Die Hoffnung, Dich noch einmal wieder zu sehen, hilft

alles ertragen. Sie ist gesund und hat Dir einen süchtigen Jungen geboren."

John war außer sich vor Freuden. Das hatte er nicht einmal erwartet. Kaum vermochte der Vater, ihn zu halten, und nur dadurch, daß er ihm immer und immer von Susetten und seinem kleinen Georg erzählte, konnte er ihn bewegen, zu bleiben.

Armer John! warum bleibst du!

Endlich ward es Abend. Er legte sich nieder; aber ängstliche Träume ließen ihn nicht ruhig schlafen. Bald sah er Susette in Stöhrs Armen; bald reichte sie ihm seinen kleinen Knaben, und wenn er ihn an die Brust drücken wollte, so war's eine Tiegerklaue, die er im Arm hielt. Dann hörte er Susetten wieder um Hülfe rufen.

Kaum röthete sich der Morgen, so sagte er dem Vater Lebewohl, und eilte, trotz des schrecklichsten Sturmes, der aus Osten heulte, mit geflügelten Schritten der Heimath zu.

Schon sah er die Hügel von ferne, die das Dörfchen umkränzten. Schon schallte die

Glocke des nahen Klosters hinter ihm. Schon durchschritt er, um näher zu gehen, den wohl- bekannten Wald. Schon sah er das Dorf, schon seine Hütte von ferne. — „Dort, dort!“ dachte er, und eilte. Jetzt stand er davor, die Thür war verschlossen. Zitternd vor freudiger Erwartung klopfte er an die Thür. Es wurde nicht geöffnet. — Ein Nachbar, der es bemerkte, belehrte ihn: es sei niemand zu Hause. Die Frau sei mit dem Kinde auf der See.

„Bei dem Sturme!“ rief er, und eilte an den Strand. Die Bogen schäumten ihm entgegen. Er blickte in die Weite. Kein Boot war zu sehen. Er rief. Der Wind verwehte das Wort, und heulte ihm entgegen.

„Susette! Susette!“ jammerte er, und lief außer sich zurück in's Dorf. —

„Seit wann ist sie fort?“ fragte er den Nachbar.

„Seit heute früh,“ war die kalte Antwort. „Sie fuhr mit den Andern auf's Meer, diese sind alle wieder hier; aber sie kommt nicht.“

„Sie kommt nicht, o Gott!“ rief er, und warf den Blick in die See. Da schimmerte endlich in der Ferne ein weißer Punkt.

„Seht Ihr's, Nachbar, seht Ihr's? Das wird sie sein.“

Er lief wieder an den Strand. Er rief, er band sein Halstuch los und ließ es in die Luft wehen.

Der weiße Punkt wurde vom Ostwinde näher getrieben. „Gott sei Dank! es ist ein Boot,“ rief er, „es ist meine Susette! O Herr, erbarme dich, und führe sie gesund an's Ufer!“ Das Boot kam näher; aber kein menschliches Wesen war darin zu entdecken.

„Sie kann sich zur Sicherheit auf den Boden gelegt haben,“ tröstete er sich. — Jetzt warf es eine Welle an's Land. — Entsetzen! — Susette war nicht darin, ein goldbloziger weinender Knabe war die ganze Fracht.

Armer John, du hast die Heißersehnte verloren! „Susette!“ schrie er, und stürzte sinnlos zur Erde.

Als der arme John wieder zu sich selbst

kam, fand er sich in seiner Hütte, in derselben Kammer wieder, welche einst seine Liebe heiligte. Sein alter Vater saß an seinem Bette und horchte auf seinen Athemzug.

„Susette!“ war John's erstes Wort, „bist du todt, bist du wirklich todt?“ Sein Vater antwortete ihm mit Thränen. „Wo ist mein Knabe? Wo ist Susettens Sohn?“ fuhr John fort. Der Greis holte ihm den zweijährigen Knaben.

„Komm, mein Kind,“ sprach John, „komm an meine Brust. Aber Du kennst mich nicht; nicht Deine Mutter reicht mir Dich und spricht: siehe Sohn, das ist Dein unglücklicher Vater. Nicht ihre Leiche darf ich ja einmal umarmen!“

So jammerte der Unglückliche unaufhörlich; er sprach von nichts, als von ihr. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, und der Alte fürchtete für sein Leben. Doch die Natur kam ihm auch diesmal zu Hülfe, und am vierten Tage, nach seiner Heimkunft, am vierten Tage nach Susettens Tode, vermochte der Alte nicht mehr, ihn auf dem Bette zurück

zu halten, und konnte es nun nicht länger vermeiden, ihm Susettens Leiche zu zeigen.

Bald nach seiner Ohnmacht hatten die Fischer sie am Ufer gefunden, und, nach ländlicher Sitte geschmückt, lag sie, einer schönen Blume gleich, — im Sarge.

Der Alte fürchtete bei diesem Anblick für John; aber der Schmerz des Unglücklichen hatte bereits den höchsten Grad erreicht.

Er küßte die Leiche, weinte ein paar stumme Thränen, und sagte dann gelassen: „Deckt sie nun zu.“ Er nahm selbst einen Spaden, und grub ihr Grab gerade an jener Stelle, wo er jetzt täglich dem Schmerze und der Erinnerung viele Stunden weihet. — Er selbst half seine Susette einsenken, und keine Thräne floss mehr über seine Wangen. Der Knabe war ihm gleichgültig. Er sprach kein Wort. Auf keine Frage antwortete er, außer, wenn sie Bezug auf die Verlorne hatte, wo er denn zum Himmel blickte, und kummervoll ausrief: „Stöhrs!“ Täglich ging er auf

Susettens Grab; aber nur drei Wochen lang, dann — war er verschwunden. —

Diese rührende Geschichte erzählte mir mein Vorgänger. Seitdem sind mehr als dreißig Jahre verflossen. An den unglücklichen Johannes Baum dachte man nicht mehr. Sein Sohn blieb bei dem Großvater bis an dessen Ende, wurde dann Soldat, und blieb im ersten Gefechte.

Es mag nun wohl beinahe ein Jahr sein, als eines Abends ein Posthorn ertönte, und eine Kutsche vor meinem Hause hielt. Diese in unserm von der Landstraße abgelegenen Dörfchen so äußerst seltne Erscheinung lockte eine Menge der Einwohner herbei. Auch ich trat bestrebt dem Reisenden entgegen, der schnell dem Postillion das Post- und Trinkgeld gab, sich dann mit einnehmender Freundlichkeit mir näherte und um ein Nachtlager bat, indem er vieles und wichtiges mit mir zu sprechen habe. Der Reisende war, wie ihn das narbenvolle Gesicht und die goldene Medaille bezeichneten, ein alter Soldat.

Seine Kleidung war einfach aber sehr anständig, und sein Benehmen das eines geraden, nicht ungebildeten Mannes. Ich hieß ihn herzlich willkommen, und da das Abendbrodt bereits fertig war, so lud ich ihn gleich dazu ein.

Das frugale Mahl war bald eingenommen. Ich bat meinen Gast mit in die Fliederlaube zu folgen, und dort bei einer Flasche Wein den schönen Abend zu verplaudern. Wir gingen dahin.

„Auf das Wohl eines sehr edlen Mannes, eines Unglücklichen, der in diesem stillen Dörfchen sein Glück und sein Elend gefunden hat,“ sprach er, stieß an und trank. Eine Thräne fiel in den Wein.

Fragend sah ich meinen Gast an.

„Haben Sie,“ frug er nach einer langen Pause, „einen Johannes Baum gekannt, der Soldat und hier mit einer Fischerstochter verheirathet war, oder doch von ihm gehört?“

„Als Baum hier lebte,“ erwiderte ich, „war ich noch nicht Pfarrer. Was mir mein

Vorgänger von diesem Unglücklichen erzählte, soll Ihnen getreulich mitgetheilt werden.“ — Und nun wollte ich Johns Geschichte erzählen, da unterbrach mich der Fremde: „Ich weiß alles, doch Ihnen sind seine Schicksale seit der Entfernung von Hallenrode unbekannt; erlauben Sie, daß ich Sie sowohl mit diesen, als mit dem Zweck meiner Hieherreise bekannt mache.“

Der Fremde begann:

„Johannes Baum entfernte sich in der Nacht von hier. Heiß, unaussprechlich war sein Schmerz, seine Trauer um das geliebte Weib, bei jeder Erinnerung an sie trat das Bild des Bösewichts Stöhrs vor seine Seele; der Drang nach Rache an dem Gründer seines Elends wurde immer mächtiger in ihm. Er eilte nach Stöhrs Wohnung, fest entschlossen, ihn zu morden, sich dem Gerichte anzugeben und — es ward ihm zur Lieblings-Idee — zu sterben. Er dachte nur an den Tod, den Gedanken, Selbstmörder zu werden, verabscheute er.

Stöhr war nicht daheim. Baum erfuhr, daß er von seinem Herrn auf ein, in Böhmen liegendes Landgut gesendet worden sei, und vielleicht erst nach Monaten wiederkehre.

Jetzt gerade brach der Krieg aus. Baum ging in's Preussische, und ließ sich bei Göggings Husaren anwerben. Wir beide schwuren in ein und dem nehmlichen Augenblicke dem Könige den Eid der Treue, und wurden auch in die nehmliche Schwadron eingereiht.

So willig, so aufmerksam, so muthig wie Baum, war keiner im Regiment, er ritt, focht, schoß am besten, und niemand konnte sich an dem schönen, schlanken Husaren satt sehen, aber Baum war ein Kopfhänger, der kein Wirthshaus, keine Tanzmusik, keine Gesellschaft seiner Kameraden besuchte. Er war immer allein, still, verschlossen, trauernd. Sein liebster Gang war nach dem Friedhofe, wo er Stundenlang weilte, oft laut weinte und die Hände rang. Junge leichtfertige Burschen neckten den Kopfhänger, wie sie ihn spottweise

nannten, wegen seinem stillen Wesen, setzten ihm einen Strohmann vor die Thür und schrieben dazu: „daß ist der leibhafte Johannes Baum.“ — Daß Lamm wurde zum Löwen. Er hieb sich mit der halben Schwadron herum. Seine gute Klinge hatte scharf gezeichnet. Niemand neckte den Muthigen mehr.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß sich Baum an mich anschloß. Wir wurden die innigsten Freunde. In einer traulichen Stunde erzählte er mir seine erlittenen Schicksale.

Der Name Susette brachte ihn außer sich. Eines Tages gingen wir nach dem Verlesen in unsere Quartiere. Ein Mädchen eilte vorüber. „Bohin so schnell, schönes Suschen!“ rief ein Husar der Eilenden zu. Bei dem Namen Suschen, horchte Baum hoch auf, sprang dem Mädchen nach, sah der Erschrockenen starr in's Gesicht, schlug die Hände vor die Augen und sank ohnmächtig nieder. Drei Tage und Nächte rast' er so heftig, daß ich für sein Leben zitterte.

Wir rückten in's Feld. Baum that Wunder

der Tapferkeit. Wo die größte Gefahr war, wo zum größten Wagestück Freiwillige aufgerufen wurden, da war er an der Spitze. Schon in der ersten Schlacht eroberte er mit fünf Husaren zwei Kanonen, die von dreißig Grenadieren bedeckt waren. Im Munitionswagen fanden sie eine mit Gold gefüllte Chastouille. Ein Offizier des Generalstabs, der dazu kam, vertheilte das Gold unter die Husaren. Nach der Affaire zeigte er mir lächelnd seine Beute: „zu einem Denkmahl für Susette“ — flüsterte er mir zu. Es war das erstemal daß ich ihn fröhlich sah. —

Baum suchte den Tod. Er ward ihm nicht, dafür die Rittmeisterstelle, der Verdienstorden und ein Körper voll Wunden.

Die Abnahme der Kräfte, die Nachwehen der Beschwerden, der Anstrengungen, des unregelmäßigen Feldlebens machten ihn zum ferneren Dienste untauglich. Er sehnte sich nach dem Grabe seiner Susette, nach einem Ruheplätzchen an ihrer Seite. — Er bat um seine Entlassung. Der König schrieb eigenhändig

in den wohlwollendsten Ausdrücken, in voller Würdigung seiner ritterlich geleisteten Dienste an ihn, und ernannte den braven Krieger zum Oberstlieutenant mit voller Gage und der Erlaubniß, die Uniform der activen Offiziere tragen zu dürfen. Die Gage wies der edle Menschenfreund den Wittwen und Waisen der bei seiner Eskadron im Laufe seiner Dienstzeit gefallenen Husaren an. Baum ist selbst sehr reich, denn die Gräfin Tauer, deren Sohn Major im Regimente war und welchem er, noch als Lieutenant, mit der größten Gefahr und nur durch außerordentliche Tapferkeit zweymal das Leben gerettet hatte, vermachte ihm ein sehr reiches Legat.

Am Tage seines Austrittes aus unserm Reihel ließ er mich rufen. „Stoll,“ sprach er, „wir haben volle vier und dreißig Jahre mit einander gedient, viel ausgestanden, oft geblutet. Laß uns mitsammen zur Ruhe gehen. Du wirst mich nicht verlassen.“ — Mit diesen Worten reichte er mir ein Papier; es war

mein ehrenvoller Abschied, den er in der Stille erwirkt hatte.

Von dieser Stunde an bin ich sein geheimer Rath, sein Schatzmeister. Vold, ein steinalter Husar, der schon sechs und zwanzig Jahre bei ihm ist, versteht die Stelle des Kammerdieners, Kochs, Portiers, Aufwärters, kurz, die der gesammten Dienerschaft. Wir hätten den Himmel auf Erden, sähen wir den Herrn nur wieder sich des Lebens freuen. Es blutet einem das Herz beim Anblicke dieses stillen, immer trauernden, immer nur den einsamsten Aufenthalt suchenden Unglücklichen.

Als Pferde und Equipage verkauft waren, eröffnete er mir seinen festen Entschluß, in Hallenrode seine Tage hinzubringen. Er gab mir ausführliche Aufträge, und ich mußte auf der Stelle mit Extrapost abreisen."

Nun sagte mir Stoll, daß sein Herr die Hütte, worin er mit Susetten gelebt hatte, zu kaufen wünsche. Kein Preis sei ihm zu hoch. Er bat mich, ihm hierin behülflich zu sein.

Wir gingen des andern Tages mit frühem

Morgen zu dem Fischer, der das Häuschen, welches nach Baums spurlosem Verschwinden das Gericht verkauft und das erlöste Geld bis zum einstigen Erscheinen des rechtmäßigen Eigenthümers in Verwahrung genommen, auf dem Wege der öffentlichen Versteigerung an sich gebracht hatte. Der Fischer war zum Verkaufe gleich willig, da er schon lange in ein fernes Dorf ziehen und das Anwesen seines Schwiegervaters übernehmen wollte. Er forderte eine mäßige Summe. Sein Erstausnen, seine Freude war unbeschreiblich, als Stoll die doppelte Summe in blankem Golde hinzählte, und überdies alle vorhandene Einrichtung und sonstige Geräthe, als ein Eigenthum des Verkäufers erklärte.

Stoll schickte auf der Stelle einen Boten nach dem nächsten Dorfe, ließ sich vom dortigen Gastwirth Pferde und Wagen kommen, und reiste ab. Auf seine Bitte übernahm ich, das Nöthige wegen dem Ankaufe bei Gericht zu besorgen.

Nach vierzehn Tagen kam Stoll wieder.

Ihm folgten zwei Wagen; der eine mit Gepäcke und Einrichtung, der andere mit dem Monumente, welches ein mitgekommener Steinmehe auf Susettens Grabe aufstellte. Die Hütte wurde bequem und geschmackvoll eingerichtet.

Bald traf der Obristlieutenant mit seinem alten Pold hier ein. Da mir Stoll gesagt hatte, wie sehr er jeden Besuch hasse, so ging ich nicht zu ihm. Er kam selbst schon am andern Tage. Mit Behmuth betrachtete ich den ehrwürdigen, edlen Mann, dem, seit Susettens Tode, keine Freude des Lebens mehr blühte. Er übergab mir eine bedeutende Summe für die Armen des Dorfschens und die Umgebung, für jeden, der Hülfe suche. Er bat mich, diese Summe am Schlusse jedes Monats von Stoll in Empfang zu nehmen, aber nie ihn einem Dürftigen als den Wohlthäter zu nennen, keinen Fremden zu ihm zu führen und Sorge zu tragen, daß seine Einsamkeit nicht gestört werde.

Von diesem Augenblicke an sah ich ihn nur beim Gottesdienste, den er immer fleißig

Besucht, und zuweilen auf einem einsamen, abgelegenen Spaziergange. Er geht immer mit gebeugtem Haupte, in sich versunken, ohne aufzublicken und vermeidet die Menschen. Eines Tages begegnete ich ihm, als er von seinem täglichen Gange nach dem Friedhof heimkehrte. Rasch fragte er mich, was aus dem Jäger Stöhrs geworden sei? — Ich sagte ihm, daß Stöhrs schon seit einem Jahre krank liege, und in der allerbittersten Armuth lebe. Eine Thräne floss über seine Wangen. „Das ist die strafende Hand Gottes, die den Mörder meiner Susette faßt,“ — sprach er mit bebenden Lippen und wankte fort. Ich hörte ihn laut weinen.“

Hauptmann Widrnschol hatte mit tiefer Rührung die Erzählung angehört. Stillschweigend kehrten sie auf die Pfarre zurück. Aus dieser trat ihnen Stoll entgegen. Im Namen seines Herrn übergab er dem Hauptmann eine ansehnliche Summe in Gold für die Jäger, für ihn einen prächtigen türkischen Säbel, zur Erinnerung an den alten Waffengefährten.

Bidrnsthol ließ seinen Leuten befehlen, sich mit Tagesanbruch vor seinem Quartiere in aller Stille zu versammeln. Eben so zog er mit ihnen vor die Wohnung des Oberstlieutenants. Unter sanftem, melodischen Hörner-tönen sangen die Jäger ein herzerhebendes Morgenlied. Der Greis öffnete das Fenster. Seine zitternde Hand winkte dann Dank und Lebwohl zu. Jeder Soldat hörte in seinem Quartiere die Geschichte des edlen, wohlthätigen, trauernden John's, jeder sah jetzt den unglücklichen Greis. Kein Auge blieb trocken und in wehmüthigernstem Schweigen zogen die Jäger dahin.

Eines Abends fand man ihn todt am Grabe seiner Susette. In seiner Briefftasche lag ein versiegeltes Papier, mit der Aufschrift: mein letzter Wille. Das Gericht öffnete das Testament, es las: „Stoll und Pold genießen die Zinsen meines Vermögens, nach ihrem Tode gehört dieses den Einwohnern von Hallenrode. — So lange Stöhrs lebt, sollen ihm jährlich zweihundert Thaler gereicht werden. Gott möge ihm verzeihen, wie ich es thue.“ —

Liebe und Rache.

Staatsumwälzungen sind die Treibhäuser des menschlichen Geistes und menschlicher Anlagen jeder Art; das Gute wie das Böse findet dann Gelegenheit, sich zu zeigen, zu entwickeln und zu schneller Reife zu gelangen. Viele, welche in dunkler Stille in ruhigen Zeiten bis ans Ende ihrer Tage den Pflug geführt oder hinter dem Schreibtische ein mechanisches Leben dahin geschleppt haben würden, erscheinen dann als Helden und tiefe Staatsmänner, und Viele, die ihre übeln Neigungen sonst höchstens zum Pranger geführt haben würden, sterben jetzt als außerordentliche Verbrecher auf dem Hochgericht. Von dieser letzten Gattung war Benavides

Er war der Sohn des Kerkermeisters in einer kleinen Stadt in der Provinz Sanuption in Chili, und wurde wahrscheinlich in unbemerkter Stille seinem Vater im Amte gefolgt sein, und seine wilde Herrschbegierde durch ein eisernes Regiment über die unglücklichen Gefangenen seines Kerkers befriedigt haben, hätten ihm nicht die Revolutionen seines Vaterlandes eine neue Laufbahn eröffnet, auf welcher sein außerordentlicher Hang zur Grausamkeit einen größern Spielraum fand. Er trat gleich bei der ersten Revolution in die patriotische Armee, in welcher er sich in Kurzem zum Grenadier-Sergeanten empor schwang. Ob aber für eine Gemüthsart, wie die seinige, in diesem Heere zu große Mäßigung herrschte, oder was für ein anderer Grund ihn vermocht haben konnte, er verließ die Verfechter der vaterländischen Unabhängigkeit, und ging zu den Royalisten über, welche, als gegen Auführer fechtend, keine Schonung kannten, allenthalben raubten und zerstörten, und alle Feinde, die ihnen in die Hände sie-

len, niedermachten. Blut war dort die Loosung, und Benavides befand sich in seinem eigenen Elemente. Es fehlte aber wenig, so wäre er als ein unbedeutender Ueberläufer aus der Welt gegangen. In der Schlacht bei Membrillar von seinen Landsleuten gefangen genommen, sollte er am folgenden Tage vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und sein Schicksal schien nicht mehr zweifelhaft. Aber in der Nacht benutzte er die Aufmerksamkeit des Heeres auf die Vorbereitungen zu einem frühen Angriff, zündete das Magazin an, worinn er eingesperrt war, und entkam glücklich zu den Spaniern. Hier fuhr er fort, sich durch seine Wildheit und Grausamkeit auszuzeichnen, bis er in der entscheidenden Schlacht bei Maypo, am 5. April 1818, seinen beleidigten Landsleuten abermals in die Hände fiel. Jetzt schien ihn nichts mehr retten zu können. Als Ueberläufer zum Tode verurtheilt, wurde er mit einer Anzahl ähnlicher Verbrecher auf den Richtplatz geführt und niedergeschossen. Die Hingerichteten soll-

ten nicht die Ehre des Begräbnisses genießen, und wurden daher an eine Stelle geschleppt, wo sie, auf einen Haufen aufgethürmt, den Vögeln zum Fraß ausgesetzt lagen. Auf dem Wege dahin gab der Unteroffizier, welchem dieses Geschäft aufgetragen war, dem Benavides, den er als den Mörder seines Bruders erkannte, noch einen Hieb in den Hals, ob er gleich schon, allem Ansehen nach, todt war. Er war es aber nicht; die Liebe rettete ihn.

Als Benavides noch im Hause seines Vaters die Dienste eines Gefangenwärters versah, machte er Bekanntschaft mit der Tochter eines Unteroffiziers, die in einem unterirdischen Kerker, schwer gefesselt, ihrem Todesurtheile entgegen sah, denn sie hatte aus Eifersucht, ihren Geliebten und auch dessen Mutter, welche ihre Nebenbuhlerin begünstigte, sehr grausam ermordet.

Mara, so hieß die Mörderin, war ein schönes Mädchen. Die hohe, schlanke Gestalt, das feurige Auge, das interessante Gesicht, der volle Busen, die kraftvollen, gerundeten

Formen, setzten auch das kälteste Herz in Bewegung und erregten die Begierde nach Genuß. Mara war nicht nur reizend, sie war auch sehr verständig, schlau, unternehmend, muthig, dabei aber von Reinlichkeit und Eifersucht beherrscht.

Benavides war eben abwesend, als sie dem Kerkermeister übergeben wurde. Als er am andern Tage in ihr Gefängniß trat und das Licht der Fackel, die schöne, in stolzer Haltung ihn empfangende Verbrecherin beleuchtete; da erstaunte der Jüngling ob ihrer Schönheit und die Flamme der Liebe und der Wollust durchglühte sein Herz. Auch Mara betrachtete den Eintretenden mit Wohlgefallen und heimlichen Wünschen, denn Benavides war ein schöner junger Mann, voll Kraft, mit blühender Gesundheit.

Beide verstanden sich schon nach wenigen Tagen. Benavides sah in ihr nicht die Gefangene, nicht die dem Tod geweihte. Er verschwelgte in ihren Armen ganze Nächte

und that den feierlichen Schwur, mit ihr zu fliehen.

Der Ausbruch der Revolution seines Vaterlandes gab ihm die Mittel, sein Gelübde zu lösen. Er erbrach den Geldschrank seines Vaters und entfloß mit Mara bei nächtlicher Weile. In männlicher Kleidung, die Gesichtszüge durch eine braune Farbe unkenntlich gemacht, folgte sie ihm auf abenteuerlichen Zügen und war ihm stets zur Seite.

Als Benavides in der Schlacht bei Maypo socht, entschlüpfte sie im Augenblicke seiner Gefangennehmung den sie verfolgenden Soldaten durch einen kühnen Sprung über einen hohen Felsen. Auf Umwegen gelangte sie in die Nähe von Maypo, da sah sie in der Ferne die von Wache umgebenen Gefangenen; sie erkannte unter ihnen die hohe, kräftige Gestalt des Benavides, sie hörte die tödlichen Schüsse. Ohnmächtig stürzte sie nieder.

Als sie wieder zu sich kam, eilte sie auf den Richtplatz. Dort lagen noch die Erschof-

senen. Sie fand Benavides, sie bemerkte noch Spuren des Lebens in ihm, sie schrie vor Freude laut auf. Schnell lud sie ihn auf ihre Schulter und trug die theuere Last in eine am Ufer des Stromes liegende Fischerhütte. Man gewährte ihn menschenfreundliche Aufnahme. Die Kräuterkundige Hausmutter nahm sich des Verwundeten mit mütterlicher Liebe an. Nach vier Wochen war Benavides genesen.

Benavides schickte Mara unter Begleitung des alten Fischers, der alle geheimen Wege kannte, zum General San Martin, und bot ihm seine Dienste an.

Als General San Martin, welcher gerade damals seinen Zug nach Peru vorbereitete, und sich nach geschickten und unternehmenden Männern umsah, erfuhr, daß Benavides noch am Leben war, und da dieser seine Talente und seinen Muth kannte, so beschloß er, sich seiner zu bedienen, da ein Führer in solchen Zeiten auch das schlechteste Werkzeug nicht verwerfen darf, wenn es nur zur Erreichung

seines großen Entzwecks dienen kann. Eine geheime Zusammenkunft um Mitternacht, zwischen San Martin und Benavides, auf dem großen Plage zu St. Jago, wurde verabredet, und das beiderseitige Signal war, daß ein Jeder dreimal Feuer schlagen sollte. San Martin fand sich daher allein, und bloß mit einem Paar Pistolen bewaffnet, an der angewiesenen Stelle ein, und traf Benavides auf ähnliche Weise bewaffnet. Der General hatte hier eine lange Unterredung mit dem kühnen Menschen, welcher es unternahm, die araucanischen Indianer zu Paaren treiben zu helfen, bis die Expedition gegen Peru bereit sein würde, wohin er San Martin begleiten sollte.

Benavides reiste zu seiner Bestimmung ab; aber kaum war der Glende an der Grenze angekommen, als er aus Neue zum Feinde überging, und von dem spanischen General den Auftrag erhielt, den auf jener Seite schon erlöschenden Krieg aus Neue zu beleben.

Es ist merkwürdig, daß die Aracauner,

welche die Spanier nie haben gänzlich überwinden können, und welche von der ersten Eroberung des Landes an fast beständig im Kriege mit denselben verwickelt waren, jetzt, da die Kolonisten sich unabhängig erklärten, die treuesten Bundesgenossen ihrer alten Unterdrücker gegen dieselben wurden; vielleicht in der Hoffnung, durch diesen Krieg beide los zu werden. Von den ausgetriebenen Spaniern verlassen, und wahrscheinlich des langen Kampfes müde, haben sie zwar vor Kurzem mit der Republik Friede gemacht; damals aber kämpften sie noch mit der wüthendsten Erbitterung gegen dieselbe, und freuten sich daher, als sich ein so erfahrener und beharrlicher Mann, wie Benavides, zu ihnen gesellte, und es wahrte auch nicht lange, bis er einen solchen Einfluß bei den Wilden erlangte, daß sie ihn zu ihrem Anführer erwählten. In kurzer Zeit hatte er eine bedeutende Macht beisammen, womit er die südliche Grenze Chili's, welche sich an dem rechten Ufer des Biobio hinzieht, verheerte, welches die Chilien-

ner gerade damals um so weniger zu verhindern vermochten, da sie aller ihrer Streitkräfte gegen Peru bedurften, dessen Befreiung von spanischer Herrschaft ihnen das Wichtigste war.

Die Greuel, die er bei diesen Streifzügen verübte, und welche selbst Mara mit allen Liebkosungen und Bitten nicht zu verhindern vermochte, würden unglaublich seyn, wenn sie nicht durch die öffentlichen Angaben der Republik bekräftigt wären. Sein Befehl an seine Guerilla-Führer war: „jeden Insurgenten umzubringen,“ und er selbst gab ein solches Beispiel von Grausamkeit, daß nirgends, wo diese wilden Banden hinkamen, ein Stein auf dem andern, und ein Chilianer, der ihnen in die Hände fiel, am Leben blieb; ja selbst Weiber, Kinder und Greise wurden mit kaltem Blute ermordet, damit sie nicht die Richtung ihrer Züge verrathen könnten. Eine der ersten Thaten, womit dieser Wütherich seine Blutbahn bezeichnete, war folgende. Er hatte einen Offizier Namens Riveros, mit

einem Kommando von vierzehn Gemeinen gefangen genommen. Man hielt es für rathsam, diesen Offizier für Mora, welche einige Tage vorher auf einem Streifzuge, während eines heftigen Gefechtes, dicht an Benavides Seite gefangen wurde, auszuwechseln, und sandte zu diesem Ende den Lieutenant Don Eugenio Tarres als Parlamentär an ihn. Benavides willigte in den Vorschlag an, konnte es aber nicht über sich gewinnen, eine Gelegenheit zum Blutvergießen ungenutzt zu lassen. Er sandte demnach Riveros allein zurück, und als Mora in seinem Lager ankam, ließ er den Lieutenant Tarres und die vierzehn Soldaten ermorden, und zwar gleich nachdem er den erstern mit sich hatte zu Nacht speisen lassen. Zuweilen befahl der chilianische Oberbefehlshaber, in der Hoffnung, dem schrecklichen Blutvergießen dadurch ein Ende zu machen, Repressalien zu gebrauchen. Zuweilen bot man Allen, die sich ergeben wollten, volle Verzeihung an, und hielt dieses Versprechen selbst gegen die grausam-

ßen unter seinen Banden. Aber nichts vermochte die Wuth des Benavides zu mindern. Am 23. September 1820 nahm er einen Offizier Namens D'Carrol, gefangen, und ließ ihn auf der Stelle niederschießen. Am 26. desselben Monats griff er den General Alcazar am Ufer des Flusses Laja an. Der General hatte nur drei- bis vierhundert Mann bei sich, und mußte, trotz der tapfersten Gegenwehr, am folgenden Tage capituliren. Benavides hatte Allen, die sich unbewaffnet ergeben würden, die Erhaltung des Lebens zugesichert; dessen ungeachtet ließ er die Offiziere, ohne ihnen Muth zur religiösen Vorbereitungen zu erlauben, erschießen, und übergab den General, nebst dreihundert Familien, die sich auf die Insel Laja geflüchtet hatten, den Indianern zum Niederstechen. Nur ein Mönch, Namens Castro, entkam diesem schrecklichen Blutbade.

Seine glücklichen Streifereien in Chili gaben ihm am Ende ein so großes Ansehen bei den Aracaunern, daß er anfang, sich als

einen großen Monarchen zu betrachten, und auf den Gedanken fiel, auch eine Flotte zu haben. Die Mittel, welche er hierzu anwandte, waren eines Benavides würdig. Mit Hülfe seiner eben so gewissenlosen Gefährten bemächtigte er sich mehrerer neutralen Schiffe. Das erste war das amerikanische Schiff, der Held, welches er bei Nacht überraschte, da es an der Küste vor Anker lag. Das zweite war die Hersilia, eine amerikanische Briga, welche zum Seehundsfang bei der Insel Santa Maria, der Stadt Arauco gegenüber, angelegt hatte. Die Kapitän und die Mannschaft wurden ausgeplündert, und am Ende gezwungen, in dem Heer des Räubers zu dienen. Ungefähr einen Monat nachher bemannte er die Hersilia, theils mit seinen eigenen Leuten, theils mit der dazu gehörigen Mannschaft, und schickte sie nach Chiloe, um von den Spaniern Beistand zu begehren. Die Führung des Schiffes übergab er dem Steuermann, welchem er andeutete, daß sein Kapitän und alle seine übrigen Landsleute

sterben mußten, wenn er nicht ehrlich wieder zurückkäme. Diese Warnung hatte ihre Wirkung; die Brigg kam zurück, und brachte einen Vierundzwanzigspünder, vier Sechspfünder und zwei leichte Feldstücke, nebst Munition, elf spanische Offiziere und zwanzig Soldaten mit, begleitet von dem schmeichelhaftesten Belobungsschreiben vom spanischen Statthalter an den elenden Räuber.

Bald nach der Unterstützung der Spanier an Kanonen und Schießbedarf kaperte Benavides den englischen Walfischfänger, die Beharrlichkeit; und im folgenden Juli (1821) die amerikanische Brigg, der Ocean, welche mehrere tausend Flinten am Bord hatte. Dieser große Zuwachs an Schiffen, Waffen und Munition verdrehte dem Räuber den Kopf, und er dachte im Ernst daran, ein regelmäßiges Heer zu bilden, womit er gegen St. Jago marschiren wollte, während seine Flotte Valparaiso nehmen sollte. Die größte Mühe aber hatte er mit der Umwandlung der Matrosen in Soldaten, und nur durch

die furchtbarste Strenge brachte er sie zuletzt dahin, daß sie die Musquete in die Hand nahmen und sich den kriegerischen Unternehmungen unterwarfen. Er verhinderte sogar eine Zeitlang das Ausreißen derselben; er ließ den Kapitän der Beharrlichkeit hinrichten, welcher zu entkommen gesucht hatte; und einen armen Matrosen, welcher über einem ähnlichen Versuch eingefangen worden war, ließ er in Stücke hauen, und den zerstückten Körper, Andern zur Warnung, aufhängen.

Benavides, obgleich ein wildes Ungeheuer, war dabei doch ein verschlagener, thätiger und kräftiger Mann, welcher aus jedem Umstand Vortheil zu ziehen wußte. Dieß bewies er besonders in der Weise, wie er die Mannschaften und Frachten der geraubten Schiffe benutzte. Aus den Wallfischspeeren und Harpunen ließ er Lanzen für seine Reiterei verfertigen, und aus den Segeln machte er Beinkleider für die Hälfte seines Heeres; die Zimmerleute mußten Bagagewagen machen und die Boote ausbessern; die Waffenschmiede

beschäftigte er beständig mit der Ausbesserung der Flinten und Verfertigung von Lanzen u. s. w. Die Offiziere behandelte er ziemlich gut, ließ sie in seinem Hause wohnen, und fragte sie bei jeder Gelegenheit um Rath. So klagte er einmal gegen den Kapitän der Hersilia über den Mangel an Trompeten, weil seine Reiter sich nie für ächte Dragoner halten, und weder Mann noch Pferde ihre Pflicht thun würden, wenn sie kein Geblase hätten. Der Kapitän, welcher sich gern bei ihm einschmeicheln wollte, rieth ihm, sich dazu des Kupfers zu bedienen, womit die von ihm geraubten Schiffe beschlagen wären. „Wie konnte ich doch das übersehen?“ rief der entzückte Anführer. Sogleich wurde das Kupfer von den Schiffen abgerissen, die Waffenschmiede unter seiner eigenen Leitung an die Arbeit gesetzt, und noch vor Nachts hallte das ganze Lager von dem Schalle der kupfernen Trompeten wieder.

Es ist kaum zu begreifen, wie dieser Abenteurer erwarten konnte, daß die in seine

Dienste gezwungenen Amerikaner und Engländer ihm im Gefecht von irgend einem Nutzen sein könnten, denn selbst auf dem Marsch ließ er sie von einer Wache zu Pferde begleiten, welche den Befehl hatte, einem Jeden niederzustoßen, welcher Miene zur Flucht machen sollte: auf diese Weise schleppte er sie nachher viele Meilen weit im Lande herum. Der Kapitän, welcher ihm den herrlichen Gedanken von den kupfernen Trompeten eingegeben, hatte dadurch so viel von seinem Zutrauen gewonnen, daß ihm ein weit größerer Raum zum Spazierengehen gestattet wurde. Natürlicherweise benutzte er diese Freiheit zur Beförderung seiner Flucht, und eines Tages bemächtigte er sich, nebst dem Steuermann des Schiffes Ocean, und Neun seiner eigenen Mannschaft, zweier Wallfischboote, die man am Ufer des Flusses gelassen hatte, und ruderte davon. Vorher aber hatten sie die Vorsicht gebraucht, alle übrigen Boote zu versenken, wodurch sie einen bedeutenden Vorsprung erhielten, und die Insel

Santa Maria erreichen konnten, ohne von den nachfolgenden Booten eingeholt werden zu können. Hier fingen sie einige Seehunde, von deren Fleisch sie sich kümmerlich ernährten, bis sie Valzaraiso erreichten. Ihr Bericht vermochte dem englischen Commodore, sogleich die Fregatte unter Kapitän Holl nach Arauco abzuschicken, um, wo möglich, die englischen Matrosen zu retten, und der Kapitän unternahm es, sich auf gleiche Weise für die Amerikaner zu bemühen. Da Benavides sich aber zuweilen einen spanischen Offizier nannte, und, wenn es ihm beliebte, die spanische Flagge aufzog, (obgleich er gewöhnlich eine Flagge von seiner eigenen Erfindung, als Oberhaupt der unabhängigen Araucaner, führte:), und auch von Chiloe aus Beistand erhalten hatte, so war es für eine neutrale Nation etwas kühnlich, sich in die Sache zu mischen; wesswegen der Kapitän Befehl hatte, die Gefangenen zu befreien, wo möglich, ohne einen oder den anderen der kriegsführenden Theile zu kränken.

Inzwischen aber war Benavides gegen die Chilier zu Feinde gezogen; und ob es ihm gleich Anfangs glückte, große Verheerung an ihrer Grenze anzurichten, so wurde er doch am Ende geschlagen, und mußte mit dem Trümmern seines Heeres nach Araucanien zurückfliehen. Dahin verfolgten ihn die Chilier. Die Stadt Arauco, welche aus 56 Häusern bestand, wurde von einer abgeschickten chileschen Flottille verbrannt, jedoch erst, nachdem Benavides die gekaperten Schiffe den Flammen übergeben, und die Seeleute mit ins Innere geschleppt hatte, so daß die englische Fregatte unverrichteter Sache zurücksegeln, und es den unglücklichen Seeleuten überlassen mußte, sich einzeln zu retten, so gut es ihnen gelingen wollte. Zuletzt sah sich Benavides so sehr in die Enge getrieben, daß er im December 1821 sich den Statthalter von Concepcion mit seinem Anhang zu ergeben erbot. Der General nahm großmüthig das Anerbieten an, und gab seiner Regierung Nachricht davon. Inzwischen aber schiffte sich

der Verräther in ein kleines Fahrzeug an der Mündung des Lebo heimlich ein und entfloh, in der Absicht, mit einer Abtheilung des feindlichen Heeres sich zu vereinigen, welches er irgendwo an der Küste von Peru zu finden hoffte. Aber es war beschlossen, daß dieses seine letzte Verrätherei an seinem mißhandelten Vaterlande seyn sollte. Seine Verzweiflung machte sein Betragen in dem Boote so unerträglich, daß seine Gefährten froh waren als sie (am 1. Februar 1822) der Mangel an Lebensmittel und Wasser zwang, sich dem Hafen von Topocalmo zu nähern.

Unter den wenigen, dem Abentheurer übrig gebliebenen Gefährten, war ein Soldat, welcher seit dem ersten Augenblick, als Benavides die Schlüssel der Kerker mit dem Säbel vertauschte, an seiner Seite gefochten hatte. Einge, so hieß der Soldat, war Benavides Vertrauter, aber er verabscheute den grausamen, blutgierigen Menschen, und würde ihn schon lange verlassen haben, hätten ihn nicht Liebe und

Hoffnung an die Schicksale des Butherichs gefesselt.

Lingo lag einst am Ufer eines Flusses im dichten Gesträuche, als Mora daher kam, die männliche Kleidung abwarf und im Flusse badete. Lingo wünschte sich tausend Augen, um alle diese Reize mit einem Blicke auffassen zu können. Von diesem Augenblicke an dachte er nur mehr an die badende Mora, seine Leidenschaft für das schöne Weib wuchs mit Riesenstärke. Als Benavides Mora, gleich nach der Auswechslung mit Riveros, verstoßen hatte, denn der unersättliche Wollüstling war ihrer satt und fühlte sich nur zufrieden in den Armen der feilsten Buhldirnen, da wollte er der heimlich Geliebten folgen. In diesem Augenblicke begann ein Gefecht und Lingo blieb bei ihm. Er verließ Benavides nicht mehr, denn er hoffte, daß dieser sich wieder mit Mora ausöhnen, und dadurch der Gegenstand seiner geheimsten Wünsche ihm angenähert werde.

Diesem Lingo befahl er, in der Nähe von Topocalmo an's Land zu schwimmen, um in

den zerstreut liegenden Hütten Leberśmittel aufzutreiben, und selbe unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels an's Ufer zu bringen, wo sie dann von Benavides würden abgeholt werden.

Lingo schwamm an's Land. Er ging auf eine Hütte zu. „Lingo!“ rief eine Stimme aus nahem Gebüſche. —

„Wer kennt mich hier!“ fragte der Ueberaschte. Da trat ihm Mora entgegen, in der Kleidung ihres Geschlechtes, reizender als je. Lingo glaubte zu träumen, von einem geistigen Wesen getäuscht zu werden. Als jezt aber Mora seine Hand faßte, als sie ihm freundliche, süße Worte sagte, als sie einen glühenden Kuß auf seine Lippen drückte — Mora, die schlaue, tief blickende Mora, hatte Lingo's Leidenschaft schon im Augenblicke des Erwachens bemerkt, dem feurigen, sinnlichen Mädchen war der schöne, rüstige Mann nicht gleichgültig — da wich der verhüllende Nebel und die Wirklichkeit trat vor den Glücklichen mit

allem ihrem Zauber und ihrer Banne. Pingo war seiner nicht mehr mächtig. Mit stürmischer Hast, die volle Blut der heißesten Liebe im verlangenden Herzen, umschlang er das süppige Weib und jauchzte laut vor Entzücken.

Als Mora von Benavides verstoßen wurde, da irrte sie, die Brust voll Wuth und Durst nach Rache, gleich einer Wahnsinnigen umher. Der Gedanke, ihre heiße Liebe so belohnt zu sehen, das Gefühl, diesen Benavides, für den sie in den Tod gegangen wäre, in den Armen einer Andern zu wissen, der Schmerz, hilflos in eine, ihr fremde Welt hinausgestoßen zu sein, machten sie zur Furie. Fest entschlossen, den Treulosen zu morden, bot sie Alles auf, ihn wieder zu finden. Von Zeit zu Zeit gelang es ihr, Nachricht von seinem Zuge zu erhalten. Rastlos folgte sie ihm. Der weibliche Körper unterlag den Anstrengungen. Am Fuße eines Hügels, zu dessen Höhe ein steiler Pfad leitete, sank sie bewußtlos nieder.

Balleros, ein Offizier der Besatzung von

Topocalmo, fand sie auf der Rückkehr von einem Streifzuge.

Der schwarzbraune, schlanke, schön geformte Jüngling erregte sein Mitleiden. Er befahl einigen Soldaten, schnell aus Kesten und Zweigen eine Trage zu flechten und ihm mit dem Dohnmächtigen zu folgen. In seiner Wohnung angelangt, ließ er ihm schnell ein Lager bereiten. Er selbst eilte, den noch immer Bewußtlosen zu entkleiden. Ein voller, blendend weißer Busen, der ihm aus dem faltenreichen Oberkleide entgegen quoll, sagte dem Ueberraschten, daß ein Weib in seinen Armen ruhe.

Unter Balteros reger Bemühung kam Mora zu sich. Sie erschrak heftig und erröthete, als sie sich mit enthülltem Busen den feurigen Blicken eines fremden jungen Mannes Preis gegeben sah, aber das zarte Benehmen Balteros, sein Versprechen, ihr Geheimniß zu ehren, das Anerbieten jedes ihm möglichen Dienstes beschwichtigten die Aufgeregte. Er bat sie innig, sich zu beruhigen und ihm zu gestatten,

für die Herstellung ihrer Kräfte Sorge tragen zu dürfen, da er glaube, daß nicht Krankheit, sondern Mangel an Nahrung und Ermattung sie in diesen leidenden Zustand versetzt habe. Er reichte ihr ein Glas Wein, das sie in Absätzen genießen mußte, dann kräftige Suppe. Mit einem zärtlichen Blicke, mit einem feurigen Druck der weichen Hand, flüsterte sie ihm ihren herzlichsten Dank zu. In wenigen Augenblicken lag sie im tiefen Schlafe.

Als Balleros am andern Morgen erwachte, stand Mora in der Fülle ihrer Schönheit an seinem Bette. Sie hatte die braune Farbe von ihrem Gesichte gewaschen; die stärkende Labung, der feste, ruhige Schlaf auf dem weichen, lange entbehrten Lager, hatten das große, schöne Auge mit neuem Feuer belebt und auf die zarte Wange die Blüthen der Lilie und der Rose gegossen. Balleros war von Mora's Reizen bezaubert. Feurig schloß er sie in seine Arme. Dankbar umschlang Mora ihren Retter.

Schon am andern Tage stellte Balleros dem Kommandanten von Topocalmo, Mora in weiblicher Kleidung vor.

„Meine Schwester Isabella,“ — sagte er zu diesem mit aller Unbefangenheit, — eine Waise, wie ich, die der schamlosen Zubringlichkeit eines Dheims, der an ihr Vaterstelle vertreten soll, entflohen ist und bei mir Schutz sucht. Um den Gefahren auf solch weiter Reise minder zu begegnen, hüllte sie sich in männliche Kleidung. Als ich sie auf meinem Streifzuge beinahe leblos fand, ahnte ich nicht, daß eine geliebte Schwester in meinen Armen ruhe.“ — Der Kommandant, ganz Topocalmo glaubte das Märchen, und alles huldigte dem wunderschönen Donna Isabella.

Balleros hatte die Wache. Mora wandelte zwischen den duftenden Gesträuchen, die hier und da am Ufer des Meeres angenehme Parthien bildeten, und mit den zerstreut liegenden Hütten der Fischer ein idyllisches Gemälde darboten. Hier fand sie den schnell erkannten Pingo.

„Folge mir,“ — sprach sie zu Lingo, und eilte mit ihm in's dichteste Gebüsch. Sie lagerten sich im hohen Grase. Lingo mußte erzählen. Mora schrie laut auf vor furchtbarer Freude, Benavides so nahe und schon morgen ihrer Rachsucht geopfert zu wissen. Die höchste Liebe, mit der sie einst an Benavides hing, hatte sich in tödtlichen Haß umgestaltet. Der schlaue Lingo erregte die Leidenschaften des Hasses, der Blutgierde gegen den Treulosen immer mehr durch Erzählungen, wie jener Mora verhöhne und mit den liederlichsten Dirnen ungescheut seinen Lüsten gefröhnt habe. Lingo hoffte, daß nun Mora für immer sich von Benavides losreißen und ganz ihm sein werde; er ahnte nicht ihre Verbindung mit Balleros. Mora zitterte vor Wuth; sie versank so tief in ihre Pläne der Rache, des Verderbens, daß sie nicht fühlte, wie Lingo, von Liebe und Gierde entflammt, sie immer fester umschlang. Nur mit dem Gegenstand ihres Hasses beschäftigt, hatte sie kein Gefühl für das, was außer dem Bereiche ihrer Rach-

sucht sich bewegte, und Lingo war Sieger, ohne gekämpft zu haben.

In der Dunkelheit eilte sie mit Lingo der Stadt zu, und gleich zu Balleros. Heimlich vertraute sie diesem, daß Benavides, auf dessen Kopf ein hoher Preis stand, in der Nähe sei, und wie Lingo ihr gesagt hatte, morgen unter dem Vorwande als Botschafter mit wichtigen Depeschen von dem Statthalter von Concepcion an die Regierung gesendet zu sein, unter fremdem Namen landen werde. Balleros übertrug das Kommando der Wache auf der Stelle einem andern Offizier, eilte zum Kommandanten und entdeckte ihm die Sache.

Noch in der Nacht eilte Lingo, um keinen Verdacht zu erregen, mit vielen Lebensmitteln, die ihm Mora verschafft hatte, an's Ufer, ging mit diesen zu Benavides an Bord und versicherte ihm, daß ihn dort niemand erkennen, und man seine Botschafterswürde respektiren würde.

Benavides landete. Man ergriff ihn. Er

wurde dem schon versammelten Gerichte überliefert. Schon nach einer Stunde wurde er zum Tode verurtheilt, mit schweren Ketten gefesselt und in einen unterirdischen Kerker geführt. Ein Unteroffizier bewachte ihn im Gefängnisse, zwei Soldaten standen an dessen offener Thüre, eine Wache von zwanzig Mann lagerte im Vorhofe. Jedermann durfte den Gefangenen sehen. Alles lief dahin.

Am Vorabende seiner Hinrichtung trat eine Gestalt, den Hut tief in die Augen gedrückt, in einen weiten Mantel gehüllt, in seinen Kerker. Die Gestalt warf Hut und Mantel von sich; Mora stand vor Benavides.

Schweigend, Haß und Verachtung im furchtbar rollenden Auge, sah sie auf den Gefesselten nieder. „Die Liebe“ — sprach sie langsam, schauerlich, eintönig — „hat Dich unter den Leichen Deiner Gefährten aus der tiefdunkeln Mitternacht des Todes an das helle, freundliche Leben geleitet; die Rache führt Dich aus einem Leben voll Verbrechen und Laster in die Rabennacht des Blutes.“

rüßte. Ich habe Dich verrathen!" — Knirschend biß Benavides in seine Ketten, mit schallendem Hohngelächter verließ ihn Mora.

Der 23ste Februar 1822 befreite Chili von dem gefährlichen Feinde, von dem grausamen, furchtbaren Bedrücker durch den Strang des Henkers.



A b e n t h e u e r
eines französischen Chasseur - a -
cheval in Italien.

Der Uebergang unsers Heeres über den Mincio, den die Feinde vergebens zu verhindern suchten, — da man überhaupt einem geschickten Feldherrn den Uebergang über einen Fluß wohl eine Zeitlang streitig machen, aber nicht verwehren kann — veranlaßte mehrere, theils gleichzeitige, theils nacheinander erfolgende hitzige Treffen, die sehr blutig waren. Wir brangen auf verschiedenen Punkten hinüber und der Feind mußte sich zurückziehen, was er jedoch nur kämpfend that. Die jenseitigen Einwohner hatten sich durch die Vorgespiegelungen ihrer damaligen Gäste von der angeblichen Unmöglichkeit, daß wir, trotz ihrer Gegenanstalten, den Uebergang erzwingen

könnten, verleiten lassen, sich sicher zu wähnen, und daher fast gar keine Vorkehrungen gegen den, jetzt eintretenden Fall getroffen. Unsere plötzliche Erscheinung überrumpelte sie ganz unvorbereitet: keine Kostbarkeiten waren versteckt; keine Weiber, Kinder und Kranke waren gesüchtet und in Sicherheit gebracht worden. Daher war die Verwirrung unbeschreiblich, der Jammer grenzenlos, als nun eines Tages frühe das Schlachtgetümmel sich unerwartet von den Ufern des Flusses landwärts zog. Der Kampf wüthete eine Meile von Mintio durch eine waldige Gegend, wo einzelne Häuser lagen, die den Scharfschützen zu Verschanzungen dienten, und, wie man denken kann, jämmerlich verheert wurden. Gegen Abend machten wir Halt und bezogen ein Bivouak an einer lichten Stelle des Waldes. Es wurden so viele Wagen aufgetrieben, als möglich war, und damit eine Menge Streifwachen ausgeschiakt, um die allenthalben zerstreuten und verbrochenen, feindliche und eigene, Verwundeten aufzusuchen, und den Aerzten

zugzuführen. Um schneller in weitem Umkreise die Nachforschungen vornehmen, und, nöthigen Falls, die Wagen, welche nicht allenthalben folgen konnten, herbei holen zu können, ward diesen Streifwachen zu Fuß auch einige leichte Reiterei beigelegt. Diese bestand aus Freiwilligen, welche die Franzosen durch den passenden Aufruf: *Des hommes de bonne volantié, en avant! — Gutwillige vor! —* auffordern. Ich ritt auch dazu hin. Wir hielten uns zu zwei, auch zu drei, und hatten zwei besondere Zurufe, den einen, von der Jagd entlehnten: *Tayot!* um uns nicht einander zu verlieren, den andern: *A moi!* wo wir Verwundete fanden, und des Beistandes unserer Gefährten bedurften, die sich alsdann um den Rufenden versammelten.

Einwohner fanden wir in keinem Hause mehr; theils hatte sie der Schrecken verjagt, theils waren sie zu Begleitern und zum Begraben der Leichname weggetrieben worden. Ich trat in eins, wo auch kein Stück Hausgeräth und keine Fensterscheibe ganz geblieben

war. Die mit Blut besprigten Wände flecten voll Kugeln. Zwei Todte, ein Destreicher und ein Franzose, hatten hier einen ewigen Frieden gemacht, und lagen auf der Diele neben einander, wie zwei Brüderleichen in demselben Grabe. Verwundete waren nicht da. — Aber in der Stube lag ein halbjähriges Kind neben seiner umgestürzten Wiege auf einem Kissen und zeigte bloß durch die Verzuckungen seines blauen Gesichtchens, daß es schreien wollte: einen Laut konnte es nicht mehr von sich geben. Ich untersuchte, ob es äußerlich beschädigt sei; allein es war unversehrt. Ich schloß also, daß Frost und Hunger es in diesen Zustand versetzt hatten. So gut ich konnte, brachte ich die Wiege in Ordnung, und legte es hinein.

Aber wie sollte ich seinen Hunger stillen? Traurig sucht' ich weiter im Hause umher und sann dabei auf eine Möglichkeit, das Kind zu retten. Ich fand kein andres Mittel, als den ersten besten Eingebornen, den ich antreffen würde, allenfalls mit Gewalt hieher zu führen, und ihn mit dem Kinde,

wenn es alsdann noch lebe, seitwärts aus dem Bereiche unsers Getümmels zu bringen. Rasch wollte ich fortgehen, um diesen Gedanken auszuführen, da erblickte ich Scherben auf dem Boden, woran Milchtropfen klebten. Ich sah weiter nach, und fand in der Bodenscherbe des zerbrochenen Topfes, den eine Kugel zerschmettert hatte, ohne ihn umzustößen, zu meiner großen Freude noch ein wenig Milch. Dies nahm ich, tauchte einen Finger darein, und hielt ihn dem kleinen Wesen zwischen die Lippen. Sein Gesicht ward plötzlich ruhig, und es fing an, gierig zu saugen. Nachdem ich ihm auf diese Weise wohl einen kleinen Löffel voll eingeslößt hatte, mußte ich fort-eilen, um meine Waffenbrüder nicht ganz zu verlieren, und auch desto eher einen Landeseinwohner anzutreffen, durch den ich meine kleine Pflgetochter — denn es war ein allerliebstes, schwarzäugiges Mädchen — wo möglich, vollends retten konnte. Ich sprengte dem nächsten Tajotruke nach, den ich kaum mehr hören konnte.

Ohngefähr tausend Schritte vom Häuschen in einem Dornendickigt, an welchem ich hingalopirte, regte sich etwas. Ich hielt an, und schaute hinein; da war es still, und ich konnte nichts erkennen. Vielleicht ein Verwundeter, dacht' ich und fragte sanft: „Wer rührt sich da im Dornengebüsche?“ Keine Antwort. Ich wiederholte meine Frage, die ich französisch gethan hatte, deutsch und italienisch, und immer keine Sylbe! Mir fiel ein, es könnte wohl ein gesunder verflachter Feind, wohl gar ein Spion seyn. Ich riß eine Pistole aus dem Halfter, und richtete sie auf den Fleck, wo es sich gerührt hatte, indem ich barsch rief: „Gleich Antwort, oder Du bist des Todes! Gesu! Gratia, Signor! pietá!“ — Gnade! Barmherzigkeit!“ — schrie eine weibliche Stimme. „Komm hervor, du Arme!“ sagt ich sanft; „ich will Dir helfen, wie ich kann.“

„Ach! — und Sie werden mir kein Leides thun?“ fragte sie mit so bebender, fle-

hender Stimme, daß es einen Kannibalen gerührt hätte.

„Nein, bei Gott nicht!“ antwortete ich. „Nun wollte sie hervorkommen, aber die Angst hatte sie so tief in den dicken Dornenbusch hinein getrieben, daß sie sich gar nicht wieder heraus arbeiten konnte. Ich mußte absehen und ihr helfen, da es mir denn mit Mühe gelang, sie ins Freie zu bringen. Mit blutigem Gesicht und zerrissenen Händen stand sie vor mir, eine Frau von etwa dreißig Jahren. „O heiligste, barmherzigste Jungfrau!“ jammerte sie laut; „mein Kind, mein armes Kind verloren, umgebracht!“ „Wo hast Du Dein Kind gelassen?“ fragte ich. — „Ach im Hause! Heute früh, als die Soldaten in das Dorf hereinstürzten, mit dem Feinde auf der Straße und in den Häusern fochten, da schossen sie im Hause, in der Stube, wo das Kind lag, schnell riß mich mein Mann mit Gewalt zur Hinterthür hinaus, ohne die Kleine! und ließ mich nicht zurückkehren. O Gott, Gott!“ — „Wo ist Dein Mann ge-

blieben?" — „Eben rissen ihn zwei vornehme Franzosen mit Gewalt von mir, ihnen den Weg zu weisen.“ — „Wo liegt denn eure Wohnung?" — „Ach, Herr! das weiß ich nicht! Wir wohnen erst kurze Zeit da, und sind so viel hin und her gelaufen, und ich bin so verwirrt!" — „Ist Dein Haus nicht braun angestrichen, und hängt nicht ein großer Vogelbauer über der Thür?" — „O Jesus, ja; das ist es!" — „Dann sei nur ruhig! Die Kleine ist unverfehrt, aber wohl sehr hungrig. Ich habe sie eben ein wenig mit Milch gefüttert. Komm mit mir! Ich will Dich hinführen." — Sie konnte kein Wort sagen, und zitterte vor Furcht und Sehnsucht. Ich stieg zu Pferde, denn sie lief so, daß ich zu Fuße nicht mit ihr fortkommen konnte, wenn ich mich nicht außer Athem laufen wollte. Ich mußte traben, und in zwei Minuten waren wir am Hause. Leicht sprang sie über die Leichname auf der Diele weg, ohne darnach hinzusehen, und als ich, nachdem mein Pferd angebunden war

auch in die Stube trat, sog die Kleine schon am mütterlichen Busen die heilsame Nahrung ein. Sie küßte und drückte dabei das Töchterlein mit einer Wuth, als wenn sie es nun selbst hätte umbringen wollen.

Unterdessen überlegte ich, was ich weiter thun könnte, die Rettung dieser beiden Geschöpfe zu vollenden; denn die Mutter war zwar nicht hübsch, aber jung, und also, bei dem noch fortwüthenden Paroxysm der Kriegsraserei, hier im Walde den wildesten Mißhandlungen ausgesetzt. Ich gieng hinaus und orientirte mich in der Gegend, so gut es mir in der Eile möglich war. Als ich lauschte, konnt' ich den Lärm des Bivouaks noch hören, und darnach die Richtung des feindlichen Rückzuges und unsers morgenden Marsches beurtheilen. Ich nahm mir vor, die Mutter mit ihrem Kinde seitwärts in Sicherheit zu bringen, und bei meiner, vielleicht späten, Rückkehr vorzugeben, ich sei verirrt gewesen. Als ich wieder ins Zimmer trat, sagte die Frau, indem sie das lallende Kind streichelte;

„Ach wenn doch der Vater nun auch erst wieder zu Hause wäre! Mir wird hier gewaltig grauen!“ — „Hier mußt Du Deinen Mann nicht erwarten,“ antwortete ich: „es möchten andere Soldaten kommen, und Dich mißhandeln. Weißt Du nicht in der Gegend dorthin ein Dorf, wo Du Bekannte hast?“ — „Ach ja! dahin liegt, sechs Millien *) von hier, Bertuchi, wo meine Schwester wohnt.“ — „Reicht der Wals bis an das Dorf?“ — „Rein; bis auf zwei Millien von dort.“ — „Gut; dann bist Du da in Sicherheit.“

„Ich reite nach der Gegend zu, und will Dich geleiten.“ — „Ach Gott, wenn er aber zu Hause kommt, und uns nicht findet!“ — „Dann wird er euch natürlich dort suchen. — Kann er Geschriebenes lesen?“ — „O ja; er schreibt selbst recht gut.“ — Ich nahm ein

*) Anmerkung: Un miglio, eine Millie, italienische Meile. Im nördlichen Italien werden zwei, im mittlern und südlichen aber drei auf eine Stunde gerechnet.

Blättchen Papier aus meiner Briefftasche, schrieb mit einem Röthelstift in großen Zügen darauf: „Deine Frau ist mit dem Kinde bei ihrer Schwester in Vértuchi; folge ihr!“ und legt' es auf den Tisch, den ich mitten in der Stube hinstellte. Sie entschloß sich, jedoch nach langem Bedenken, und erst da ich mich böse stellte, mit mir auszuwandern.

Ich gieng, mein Pferd am Zügel führend, schweigend neben der Schweigenden her. Die vielen Laysolruse in der Ferne, hinter uns, und zu beiden Seiten, die bei zunehmender Dunkelheit immer schauerlicher wurden, erhielten das arme Weib in beständiger Angst, und mich in behutsamer Aufmerksamkeit, um keiner umherstreifenden Rotte mit ihr zu begegnen. Endlich lichtete sich der Wald, und wir gelangten ins Freie. — „Nun bist Du geborgen, sagt ich; aus dem Walde werden wohl keine Soldaten herausgehen.“ Sie athmete tief auf, und seufzte: „Ach, heiligste Mutter Gottes! was wird aber mein Krieg. Abenth.

armer Mann sich ängstigen!" — „Ja, das ist nun nicht anders! Er muß sein Leiden fragen, bis es aufhört, und er dafür die unverhoffte Freude hat, seine Lieben wieder zu finden.“ —

Der Mond ging bald auf, und zeigte in geringer Entfernung vor uns ein Dörfchen. „Ist das Bertuchi?“ fragt' ich. „Ja,“ antwortete sie freudig; „das ist es! Nun weiß ich ganz Bescheid, und kann allein mich hinfinden.“ — Da schwang ich mich aufs Pferd, mit der Frage: „Wie heißt Dein Mann?“ — „Bugaal.“ — „Gute Nacht!“ rief ich ihr zu, indem ich nach dem Walde zurück sprengte. Sie hatte über allen den Gemüthsbewegungen, die sie erschütterten, vergessen, mir ein Wort des Dankes zu sagen, welches mich sehr belustigte, da ich mir vorstellen konnte, wie sie sich hinterher darüber ärgern würde. — Ist es nicht einem gefühlvollen Herzen der schönste Dank, wenn die, einem Unglücklichen geleistete Hülfe, ihn so gewaltig ergreift, und seine Seele so sehr ke-

rauscht, daß er darüber das Dankfagen vergißt? —

Das, von Bonaparte sogenannte Beobachtungsheer des Südens, unter dem Oberbefehl des Feldherrn Soult, zog nach dem Königreich Neapel. — „Und was wollt' es da machen?“ Je nun, wir wollten dies Land, besonders an den Seefüsten, doch auch so ein wenig beschützen. „Gegen die Räubereien der Barbaresten etwa?“ Bewahre der Himmel! Mit diesen guten Leuten standen wir ja auf recht freundschaftlichem Fuß, und sympathisirten wirklich stark mit ihnen. Nein, Freund! aber gegen die Engländer, vor dem verderblichen Handelsverkehr mit diesem treulosen, gewinnstüchtigen Inselvolke wollten wir Sie beschützen. Die einfältigen Neapolitaner wollten zwar unsern Schutz gar nicht haben, und meinten, es hätte so große Gefahr nicht mit den Engländern; aber der erste Konsul kannte diese nimmersatten, blutgierigen Tyrannen der Meere besser, und er dachte zu menschen-

freundlich, seine armen, verblendeten Verbündeten in ihrer gefährlichen, englischen Krankheit, die wir Anglomanie nannten, ohne Hülfe zu lassen. Dies sagten wir ihnen in einer kräftigen Proklamation, die unsere natürliche Beredsamkeit schon in Toskana zur Welt brachte, — nachdem sie wahrscheinlich in Paris war empfangen worden, — und die wir jezt aus dem Kirchenstaate vorge-schickt hatten, um uns, mit allen unsern uneigennütigen Grundsätzen und edlen Gesinnungen unsern künftigen Wirthen feierlich anzumelden; allein diese Verblendeten hatten dennoch kein Zutrauen zu unsrer Hülfe gezeigt, und sogar laut über den versprochenen Besuch so großmüthiger Freunde gemurrt. Darum mußten wir uns an ihrer Gränze erst ein wenig konzentriren, um gleich nach Stand und Würde bei ihnen aufzutreten, und einen imponirenden Eindruck auf die kranken Gemüther zu machen. Das Zusammenziehen unsrer ziemlich ausgedehnten Marschkolonne, und die, zum Einrücken nöthigen Vorberei-

tungen gewährten nun den vordersten Regimentern eine zwei bis dreitägige Rast. Das unsrige befand sich mit an der Spitze, und in Gemini ward ihm angekündigt, daß es drei Tage in der dortigen Gegend kantonniren, und dann seinen Marsch über Rom fortsetzen sollte. Allein — bloß durchreiten sollten wir durch diese Hauptstadt der Christenheit, um drei oder vier Millien jenseits in elenden Dörfern zu übernachten? Indessen. — was machte dies aus? Wir würden doch immer sagen können: „Ich habe Rom gesehen;“ und das ist doch kein geringer Ruhm für einen Christen, der in der Welt herum gewesen ist! Die erste Frage, die meine Waffenbrüder an einander thaten, wenn sie an dem Tage, da diese Nachricht verlautete, zusammentrafen, war immer: „Ah ça! saitu dé ja? Nous allons voir Rome!“ — Na, weißt du schon? Wir werden Rom sehen. —

Mir war's ein fataler Gedanke, durch Rom bloß durchzureiten; nicht wegen des Pantoffelkusses, wozu ich ohnehin eben

keine Hoffnung hatte, sondern weil — —
 Nun, man kann sich ja leicht vorstellen warum.
 Ich war damals Fourrier, und nahm mir vor,
 am folgenden Tage, so bald wir kantonnirt
 sein würden, mir von meinem Rittmeister die
 Erlaubniß zu erbitten, unter dem Vorwande
 eines besondern Auftrages von ihm, gleich
 nach Rom, wovon wir nur acht bis neun
 Meilen entfernt sein konnten, voraus zu reiten,
 und dort zu bleiben, bis das Regiment durch-
 zöge. Er war mir so gewogen, daß ich hos-
 fen durfte, keine Fehlbitte zu thun.

Man hatte unterdessen um die dem Regi-
 mente bestimmten Kantonnirungsorte für die
 Kompagnien geloos't; der unsrigen und einer
 andern, welche mit ihr eine Schwadron bil-
 dete, war der kleine Flecken Gessi zugefallen;
 man wußte von diesem Orte nichts, als daß
 noch niemals Reiterei dort einquartirt gewe-
 sen sei, welches ein junger Prinz della
 Croce, der in Gjemini dem Einquar-
 tirungswesen vorstand, unserm Rittmeister ge-
 sagt hatte.

Alle Ortschaften, welchen Einquartirungen angekündigt waren, hatten Abgesandte nach dem Hauptquartier geschickt, um so viel als möglich von der ihnen bestimmten Dosis abzubringen. Es war ein Brigadegeneral da, der den Vortrab unsers Heeres befehligte. Dieser befand sich in einem Saale mit unserm Obristen. Die Abgesandten wurden — jedoch zu gleicher Zeit nicht mehr, als die von einer und derselben Ortschaft — vorge lassen und ihre Vorstellungen mit Geduld angehört, wobei ich als Dolmetscher diente. Wenn sie sich über die Verhältnisse und die betrübten Umstände ihrer Ortschaft mit dem General und dem Obristen, mittelst einer Doppelsprachigkeit, hinlänglich verständigt hatten, ward ich immer fortgeschickt, um vorläufig unten andere zu vernehmen, und, wenn die Reihe nun an diese käme, gleich beim Eintritt ihre Beschwerden vortragen zu können. In meiner Abwesenheit wurde dann wahrscheinlich oben die Sache weiter verhandelt — in einer gewissen allgemeinen Sprache,

die mit ihrem lieblichen Klange allen gebildeten Völkern verständlich ist; denn, was sie bei meiner Verdolmetschung nicht zu erreichen vermocht hatten, das gelang den meisten in meiner Abwesenheit, nämlich: eine Erleichterung ihrer Einquartirungslast zu bewirken. Was diesen abgenommen worden, ward alsdann den noch nicht Gehörten mehr aufgebürdet, als sie nach der Vertheilung des Prinzen della Croce zu tragen hatten. — Die Deputirten meines Cesi waren die Letzten, und, nachdem sie vorläufig unten mit mir gesprochen, noch in der Stadt ausgegangen. Alle waren abgefertigt, und mein Obrist rief durchs Fenster herab: „Wo sind denn die von Cesi?“ — „In die Stadt ausgegangen,“ sagte ich; „sie versprachen, bald wieder hier zu sein.“ —

„Nun, so kommen Sie unterdessen herauf, Fourrier, und berichten Sie mir ihre Reklamationen! Sie müssen sich ja marschfertig machen, und hernach mit den Leuten reiten, um auf

morgen für Ihre Kompagnie Quartier zu machen. Wer weiß, wie es da noch aussieht?" Der General kam bei meinem Eintritt auf mich zu, und fragte: „Nun, was wollen denn Ihre Gefiner noch?" Natürlich antwortete ich ihm, was sie mir gesagt hatten; sie gaben vor, sie hätten keine Ställe für Pferde, sondern bloß für Esel, weshalb sie auch nie Reiterei gehabt hätten; und überhaupt seien, nach dem, was andere Ortschaften bekämen, zwei Kompagnien für Gefi zu viel. „Nichts, als Ausflüchte!" sagte der Obrist. „Ja," stimmte der General ihm bei, „wollten wir ihnen glauben, könnten wir nur gleich alle bivouakiren." — Ich sah ein, daß sie nun keine Minderung mehr zu hoffen hatten; denn wohin hätte man die ihnen Abgenommenen verlegen sollen, da alle unserm Regimente angewiesenen Ortschaften ihren bestimmten Antheil schon hatten, und man ihnen, nach jenen, in der allgemeinen Sprache gepflogenen Unterhandlungen, Wort halten mußte? Meine Gefiner, die jetzt wieder kamen,

wurden kurz abgewiesen, und ihnen bedeutet, daß wir — zwei Fourriers mit unsern beiden Chasseurs — gleich mit ihnen reiten würden, um die nicht vorhandenen Ställe aufzusuchen und zu besehen. — „Soll ich jetzt reiten?“ fragte ich. „Ja, Fourrier!“ antwortete der General; „und lassen Sie Ställe einrichten, wenn wirklich keine da sind! Große Dielen, unbewohnte Häuser, Remiesen, Kapellen, und was Sie sonst für brauchbares Lokal finden. Glückliche Reise!“ Ich ging.

Der Obrist hatte mir kein Wort gesagt, was mir in dem Augenblicke nicht auffiel, aber doch nichts Gutes bedeutete, wie ich, bei der genauen Kenntniß seines Charakters, voraussehen konnte.

Wir ritten mit den beiden Deputirten, die Esel hatten, und sahen, gleich vor dem Thore, daß drei Millien von uns entfernte Gesi in der Mitte einer sechs bis siebenhundert Fuß hohen, schroffen Felsenwand, links an der Landstraße, die von Gemini nach Teeni führt, wie eine glänzende Steinmasse hängen. Der

Marchese de Cesi, denn dies war einer der Abgesandten, ein schöner fünf und vierzigjähriger Mann und Haupt des Ortes, erzählte uns: „Dieser kleine Flecken, der mit Recht die italienische Benennung Borgo, verdiene, sei von einem Haufen christlicher Flüchtlinge zur Zeit der Neronischen Tyrannei erbauet worden, und habe sowohl den Erbauern, als späterhin Angekommenen zu einem sichern Zufluchtsorte vor den grausamen Mißhandlungen der Heiden gedient. Es führe nur ein schmaler, sehr steiler Weg hinauf, den man zu Pferde nicht wohl erklimmen könne, weshalb auch kein Einwohner Pferde halte, und alle sich der sicherer gehenden Esel bedienten. An Fahren sei gar nicht zu denken.“ Die Ebene, aus welcher der steile Felsen hervorsprang, war, so weit das Auge reichte, mit Delbäumen bedeckt, welche größtentheils an Cesi gehörten. Als wir an den Felsenpfad kamen, mußten wir freilich erst absteigen und unsere Pferde mühsam führen; allein der Marchese hatte es doch ein wenig gefährlicher

geschilbert, als es war, denn nach einigen hundert Schritten konnten wir wieder aufsitzen und sprengten, im Hochgefühl der interessanten Seltenheit unserer Erscheinung zum Schrecken der Gesiner, im Galopp durch niedrige Thor hin bis auf den hohen Markt, wo wir die mit ihren Eseln zurückgebliebenen Abgesandten erwarteten. Sie kamen, und es fanden sich bald mehrere neugierige und dienstfertige Geister ein. Der Marchese lud uns ein, unsere Sachen von den Pferden zu nehmen, und mit in sein Haus zu kommen, um uns ein wenig zu erfrischen. Die Pferde sollten einstweilen in einen Thorweg gezogen und durch seine Leute versorgt werden. Er führte uns in einen kleinen Palast, der inwendig allenthalben mit dem köstlichsten Geräthe und mit den herrlichsten Gemälden prangte. In einem schönen Saale ward ein Tisch für uns alle, Wirth und Gäste, mit einem kleinen ausgesuchten Imbiß besetzt.

Ich war in einer sonderbaren Verlegenheit. Der Chasseur, der seit einem Jahre

mein Pferd und meine Sachen besorgte, war mir in der vergangenen Nacht krank geworden, und ich hatte heute einen andern mitnehmen müssen, der beim Regiment wegen seines beispiellosen Vielfressens berüchtigt war. Er hatte einmal, eine halbe Stunde nach einem richtigen Frühstück, gewettet, binnen noch einer halben Stunde einen ganzen gebratenen Puter, den man für andere auftrug, mit anderthalb Pfund Brodt aufzuzehren, und — diese Wette gewonnen! Bei seiner Portion Brodt, die in anderthalb Pfund bestand, wäre er verhungert. Seine Waffengefährten, die seine nimmersatte Eszgieier kannten, und meistens ihre Portion nicht ganz verzehrten, ließen ihm mitleidig ihren Ueberfluß zukommen, und dennoch kehrte er auf dem Marsche, wo es irgend anging, noch bei jedem, nicht zu weit von der Straße entlegenen Hause ein, und bettelte um ein Stück Brodt, unter dem Vorwande: er sei vom Föhunger befallen. — Das eben aufgetragene Frühstück bestand in acht Wachteln, einem

Duzend Stücken sauern Kals, Butter, Parmes-
sankäse, Apfelsinen und Trauben, nebst einigen
Flaschen Wein. Aber nur fünf oder sechs
Kleine Semmeln! Das alles hätte mein Viel-
fraß zur Eröffnung des Appetits verschlungen,
und es war damals bei unsern Heeren nicht
Sitte, die dienenden Waffenbrüder bei solchen
Gelegenheiten besonders speisen zu lassen.

Nun traten zwei schöne Damen in den
Saal, die eine von ungefähr vierunddreißig,
die andere von sechszehn Jahren. „Meine
Frau und ihre Schwester,“ sagte der Mar-
chese. Sie kamen, nach einer leichten Ver-
beugung, freundlich zu uns heran, und ich
setzte ihnen Stühle, da kein Sofa in der Nähe
stand. Die ältere nahm Platz, aber die jün-
gere dankte; indem sie an den Tisch trat, sich
noch mit Anordnung des Aufgetragenen zu
beschäftigen. Zu meiner Freude war der andere
Fourrier, ein Pravençale aus gutem Hause,
der gebildetste Jüngling des Regiments, und
sprach auch recht gut Italienisch. Daher war
gleich eine ungezwungene, angenehme Unter-

haltung im Gange. Wir warteten mit dem Essen noch auf unsere Chasseurs, die dann auch bald kamen.

Mein Bielfraß, dem die Natur ein Maul verliehen hatte, das stillschweigend seine Gefräßigkeit verkündigte, verschlang das zierliche Frühstück mit den Augen, und warf besonders einen Jammerblick auf die kleinen Semmeln. — „Du sollst Dich nur gleich aus der Verlegenheit und Deinen armen Schlucker aus der Noth reißen,“ sagte ich zu mir selbst, und nahte mich der kleinen allerliebsten Marchesina. Scherzend fragte ich sie: „Ist es mir wohl erlaubt, Signora, daß ich Ihnen bei der Anordnung Ihres Tisches ein wenig rathe und helfe? In Frankreich mögen die Männer dabei auch gerne eine Hand im Spiel haben, besonders wenn Damen damit beschäftigt sind, wie Sie.“ — „Das nehme ich mit Dank an,“ antwortete die kleine Grazie lächelnd; „desto sicherer werde ich's meinen Gästen nach Gefallen machen, und darauf sann ich eben.“ — „Alles ist so vortrefflich und steht so zierlich

da, fuhr ich fort, wie es sich von einer solchen Wirthin erwarten ließ; aber, Sie werden verzeihen müssen, daß mein Chasseur, der an der Thür, es zu sehr nach seinem Geschmack finden wird. Betrachten Sie nur einmal seinen Mund!“ — Sie blickte hin, und rief leise aus: „O! ecke boccaccia!“ (O, welch ein Maul!) „Ja, sagte ich weiter, daran können Sie schon sehen, daß er das Unglück hat, ein geborner Vielfraß (mungione native) zu sein: er braucht dreimal so viel, als wir andern zusammen. Darum haben Sie doch die Gnade, für ihn ein gutes Stück Hausbrodt holen zu lassen! Semmeln wollen's bei ihm nicht thun; man müßte ihm denn so viele vorlegen, daß er sich schämte.“ Nachdem sie mich prüfend angesehen hatte, ob es auch wohl mein Ernst sei, sagte sie lächelnd: „Ei, satt soll er mir doch schon werden!“ und winkte einem Bedienten, dem sie Befehle zuflüsterte. Mein Großmaul hatte wahrgenommen, daß die Marchesina ihn anblickte, und kam, mich leise zu fragen: „War von mir die Rede?“ — „Freilich!“

erwiederte ich; „man mußte ihr doch sagen, daß Du nicht gerne Semmel¹ isst, daß ordentliches Brodt gebracht wird. — „Nun, das war ein vernünftiger Einfall!“ grinzte er; „meine Semmel kann ich ja darum doch auch essen.“ — Der Bediente brachte ein ganzes Brodt und noch einen großen Teller voll Schinken. Es wurden Stühle gesetzt, aber bloß für uns und den Marchese, nicht für die Damen. „Wir werden also jetzt die Gesellschaft der schönen Marquisen verlieren!“ bemerkte ich mit bedauernder Miene. „Nein,“ antwortete die ältere, „so bald mögen wir Ihre Unterhaltung noch nicht entbehren. Wir wollen uns nur das Vergnügen machen, Sie dabei zu bedienen.“ — Wir blieben verlegen stehen, weil wir uns vor den Damen, die mit uns am Tische standen, nicht hinsetzen konnten. „Sie scheinen unsern Gebrauch noch nicht zu kennen, meine Herren!“ sagte der Marchese. „Wenn wir ehrenwerthe Gäste haben, pflegen unsere Damen so gütig zu sein, uns bei Tische zu bedienen. Sehen Sie sich

doch!" Damit setzte er sich, und wir thaten desgleichen.

Die Bedienung der Damen bestand darin, daß sie sich von ihren Bedienten die reinen Teller reichen ließen, wenn diese die abgegessenen wegnahmen, und uns dann jene vorsetzten, auch immer gleich wieder Wein einsenkten, wenn wir ausgetrunken hatten. Die kleine Marchesina wartete besonders mir und meinem Chasseur auf, der neben mir saß. Seiner Gefräßigkeit, die ihr augenscheinlich viel Spaß machte, hatten wir diesen Vorzug zu verdanken. Sein Teller war immer in zwei Minuten leer, und sie mußte ihm wohl zwölfmal einen frischen reichen, weil der Bediente in der Meinung, jener werde nun zu einem andern Gerichte übergehen, jedesmal den leeren gleich wegnahm, der Chasseur aber immer noch beim Schinken blieb. Brodt ließen sie ihn sich selbst schneiden, so viel er wollte. Wenn die kleine Hebe ihm einen Teller hinsetzte, sprang er auf, machte eine schiefe Verbeugung rückwärts gegen sie, und

rief, mit ehrfurchtsvoll niedergeschlagenen Augen und höflich lächelnder Miene aus: „Vingteinq noms d'un Dieu, Mademoiselle! que Vous êtes donc bonne!“ (Dhngesähr: „Schoß Gottes Donnerwetter, Mademoiselle! was sind Sie doch gütig!“) worauf er, wie ein Klotz, wieder auf seinen Stuhl fiel, und eiligst weiter fraß.

Ich trank mehr, als gewöhnlich beim Essen, bloß, um öfter das Vergnügen zu haben, mir von dem reizenden Mädchen einschenken zu lassen. „Finden Sie den Wein erträglich?“ fragte sie mich. — „Er ist herrlich,“ antwortete ich; aber doch — wenn ich heute betrauscht werde, sind Sie mehr Schuld daran, als er, Signora!“ — Sie erwiderte: „Ich schenke immer gerne wieder ein, wenn Sie ausgetrunken haben, und es freut mich, wenn er unsern Gästen so schmeckt.“ Ihr feines Lächeln sagte mir, daß sie meine Antwort nicht halb verstanden hatte.

Nach dem Essen entfernten die Damen sich, und wir gingen mit dem Marchese im

Flecken umher, die Ställe zu besuchen. Wir fanden sie, wie er uns gesagt hatte; denn es waren lauter Eselsställe, und der Eingang so niedrig, daß unsere Pferde nicht hinein kommen konnten. Der Marchese war in päpstlichen Diensten Obrist gewesen, und kannte unsere Bedürfnisse. Der Flecken hatte drei Straßen, die, wie ~~Ver-~~ ^{Ab-}spaltungen einer großen Terrasse, über einander parallel lagen. Wir fanden endlich keinen andern Ausweg, als Pflöcke zu befestigen, und morgen die Pferde daran zu binden. Die Quartierbillets waren schon fertig, und so unsere Geschäfte gleich nach Mittag beendet.

Der Marchese schlug nun vor, mit ihm wieder nach der obersten Straße zu steigen, um dort ein merkwürdiges Loch in der steilen Felsenwand, woran der Flecken wie angelehnt war, zu besuchen. Er nannte es das Hauchloch — buio d'alito. — Wir folgten ihm durch ein Haus der obersten Reihe, über einen kleinen Hinterhof, unter ein Obdach, daß man über dem Loche für die neugierigen Reisenden

welche es besehen wollen, angebracht hat. Dieses Loch, ohngefähr so weit, daß man gut eine Faust hinein stecken kann, hat, wie der Marchese uns sagte, die sonderbare Eigenschaft, daß es, wenn auswendig kühle Luft herrscht, imwendig sehr warm ist, und alsdann leichte Stoffe, die man in die Mündung bringt, einathmet und verschlingt; bei äußerlich warmer Luft aber kühle aushaucht, die bei heißem Wetter bisweilen so kalt werden soll, daß das Wasser, welches man in einem Löffel warm hinein stellt, gefriert. Bei unserm Besuch hatte es eben geregnet, und die Witterung war kühl: wir legten Stückchen Papier in die jetzt warme Mündung, die das Loch sofort verschluckte, obgleich es nicht in senkrechter, sondern in beinahe horizontaler Richtung in den Felsen ging. Ob das, was er von seiner Kühle, und sogar krystallisirender Kälte bei heißem Wetter erzählte, ebenfalls seine Richtigkeit hat, kann ich aus eigener Erfahrung nicht sagen. — Ich habe in keiner Reisebeschreibung eine Erwähnung dieser seltsamen Erscheinung gefunden;

darum theile ich hier mit, was ich davon erfahren habe.

An der Felsenwand bei dem Poche hatten viele Reisende, die diese Merkwürdigkeit besuchen haben, ihre Namen, einige auch die Jahreszahl ihres Besuchs eingegraben. Die meisten waren Italiener und Engländer gewesen; auch einige Deutsche. Doch war kein mir bekannter unter ihnen. Als mein Chasseur, der auch mitgeschlendert war, hörte, was es mit diesem Gekrigel an dem Felsen für eine Bewandniß habe, zog er ganz ernsthaft sein Messer aus der Tasche, und fing auch an, hier an seiner Verewigung zu arbeiten. — „Was machst Du denn da?“ fragte ich ihn. — „Ei!“ antwortete er, ohne sich stören zu lassen, „was einem Reisenden hier freisteht, das wird doch ein braver französischer Soldat wohl auch thun dürfen? Ich will mich auch anschreiben.“ — „Kannst Du denn auch schreiben?“ fragte ich verwundert. — „Sonst eben nicht, aber den ersten Buchstaben meines Namens kann ich doch machen, und da setze ich denn drei Kreuze

dabei.“ Er hieß Jourdot, und konnte ein I schreiben. Ich erklärte dem Marchese die Sache; er wollte sich krank lachen, über diese neue Art sich unsterblich zu schreiben. Sein Lachen verdroß unserm I+++ , und er ließ sein Werk unvollendet, so daß seine Verewigung nur halb dastand, als I+—

Wir stiegen nun zu einem 40 Schritte breiten Waldstreifen von alten Fichten hinauf, die oberhalb des Fleckens aus dem dort etwas schrägern Felsen über und neben einander hervorgewachsen ist. Zwischen den obern lagen mehrere beträchtliche Felsblöcke. Der Marchese sagte: „Die Erdbeben rissen bisweilen oben solche Felsstücke los, und sie würden wohl die Häuser des Fleckens zertrümmern, wenn die Fichten sie nicht beizeiten auffangen und festhielten. Darum gilt es auch bei uns für einen großen Frevel, den jeder Einwohner auf der Stelle bestrafen darf, wenn jemand auch nur einen Zweig von diesen Bäumen bricht oder schneidet. Wir haben einen Fichtenwärtler, der allein berechtigt ist, abzubre-

chen oder abzuhausen, was er dem Wachsthum der Bäume hinderlich findet."

Er führte uns nun auf einen Vorsprung des Felsens über den Fichten, wo er uns in einer Entfernung von einigen Millien die Stadt Nariu zeigte, durch welche die Straße nach Rom sich hinschlängelte, und hinter Nariu — ich glaube, acht oder neun Millien von unserm Standpunkt — Rom selbst; daß heißt aber hier bloß: einige Thürme und andere Gebäude, die, ihrem Ansehen nach, eben so gut zu einem unbedeutenden Flecken gehören konnten. Wir hatten nun doch vorläufig schon Rom gesehen: Darauf lehrten wir nach Hause zurück. Unterwegs sagte uns der Marchese noch: daß er morgen unsern Obristen bei sich selbst logiren würde; daß wir aber dennoch auch bei ihm bleiben könnten, wenn es uns gefiele. Wir dankten aber, da der Obrist immer gerne seine beiden Adjutanten und einige Ordonanzen bei sich haben mochte; es sich auch mit ihm nicht ganz ungewungen leben ließ.

Als wir wieder im Pallast ankamen, hatten die Damen ihre Siesta vollendet; der Marchese hatte die seinige unserer Unterhaltung aufgeopfert. Es wurde Chokolade gebracht, wozu noch ein junger Mensch in seinen schwarzen Kleidern sich einfand. Er hatte ein mürrisches Ansehen und einen kleinen Höcker. Man nannte ihn Herr Professor, und, nach der Art, wie die Damen ihn behandelten, schien er ihr Hausgenosse zu seyn. Ich fragte den Marchese bei Seite: „Von welcher Wissenschaft oder Kunst ist der Herr Professor?“ — „Professore d'armonia,“ antwortete er mir: „ich habe ihn seit einigen Jahren bei mir im Hause, und er unterrichtet meine Damen im Singen und auf der Guitarre.“

Ich suchte mit diesem Professor der Harmonie, der übrigens hinken und vorne gleich unharmonisch aussah, eine Unterhaltung anzuknüpfen, allein er war gewaltig spröde, und antwortete mir Anfangs fast mit verächtlichem Stolge, wofür ich ihm eine kleine Züchtigung

zubachte. Die Rede kam bald auf unsern weitem Marsch von Gesi, „da werden Sie also die weltberühmte, unsterbliche Stadt sehen,“ sagte er, „worin ich geboren bin.“ Ich versichere Sie, wer lange in der großen Roma gelebt hat, der findet das Leben an jedem andern Ort erbärmlich.“ — „Nun,“ antwortete ich, „es giebt ja doch noch weit größere Städte!“ — Er lächelte mittheilend, und erklärte mir gemeinen Menschen den hohen Sinn seiner Worte sehr pathetisch so: „Wenn ich von der großen Roma rede, mein Herr! so verstehe ich nicht die physische Größe, nicht die Ausdehnung der Ringmauer, oder die Volksmenge; sondern ich meine ihre moralische Größe.“

Ich. Ja, dann sprechen Sie also von längst vergangenen Zeiten: das konnt ich nicht vermuthen!

Prof. (erröthend). Wie meinen Sie das, Signor?

Ich. Ich meine das so, Herr Professor! daß alle neuern Reisenden, die sich eine Zeit-

lang in Ihrer Geburtsstadt aufgehalten haben, bebauern, daß sie jetzt so tief von ihrer vormaligen sittlichen Höhe herabgesunken ist.

Prof. Man kann nicht richtig über etwas urtheilen, das man nicht selbst gesehen, oder erfahren hat. Reisen Sie nur erst auch selbst hin!

Ich. Meine Meinung von Ihrem Verstande ist zu vortheilhaft, Herr Professor, als daß ich glauben sollte, Sie wären selbst von der Richtigkeit des Sages überzeugt, den Sie da behaupten. Sie sollten nicht einsehen, daß man Anderer richtiges Urtheil über eine Sache nachsprechen kann, und alsdann auch richtig urtheilt? Gehen Sie mir doch! Wie könnten Sie auch von mir eine so lächerliche Vermessenheit erwarten, daß ich mir getrauen sollte, schärfer zu sehn und richtiger zu urtheilen, als die vielen gelehrten, welterfahrenen und menschenkundigen Reisenden von den gebildeten Völkern, die doch alle über den sittlichen Zustand des jehigen Roms nur eine und dieselbe Sprache führen?

Prof. (zitternd vor Aerger). Warum kämen denn Ihre viele Reisenden aus den gebildetsten Völkern zu uns, und wären stolz darauf, in Rom gewesen zu seyn?

Ich. Diesen Stolz leiht Ihre Vaterlandsliebe ihnen wohl nur. Warum man sie übrigens gerne besucht, das wissen Sie ja wohl, Herr Professor? Ich denke, wegen den großen Erinnerungen an die erhabene Vorzeit, die der Anblick des gewesenen Kapitols und der Tyber weckt; und vorzüglich um Ihrer herrlichen Kunstwerke willen. — Wo giebt es ein Gebäude, das Ihrer Peterskirche gleich käme?

(Ich wollte wieder eintreten, denn ich fühlte, daß ich ein wenig weit gegangen war. Die Damen hörten uns mit ernstester Miene zu, obwohl der Marchese mir verstohlene Winke gab, des Narren nicht zu schonen. Indessen war er böse, und reizte mich von neuem.)

Prof. Die St. Peterskirche? Sie sagen ja, daß Sie noch nicht in Rom gewesen sind; was können Sie denn von diesem Mei-

sternwerk weiter viel wissen, als bloß im allgemeinen, daß es das höchste Schöne ist, was die Baukunst in der Wirklichkeit darge stellt hat? Ja, wenn man es angeschauet und in seinen einzelnen Theilen genau betrachtet hat, dann — —

Hier darf ich nicht unberührt lassen, daß, als ich erfuhr, es gienge nach Italien, alle Beschreibungen von Reisen durch dies merkwürdige Land gelesen wurden, deren ich habhaft werden konnte. In einer derselben fand ich besonders eine vollständige Beschreibung der Peterskirche, mit genauer Zergliederung nach ihren einzelnen Theilen, und deren Wirkung für sich, wie von ihrem Verhältniß zum Ganzen; — eine Beschreibung, welche die ganze in- und auswendige Kirche so vor meine Einbildungskraft stellte, als wenn ich sie mit Augen sähe. Daher konnte ich unserm Professor jezt dienen.

Ich. Freilich wohl. Leider! werden wir, wenn wir wirklich nach Rom kommen, bloß durchziehen; und was werde ich da viel be-

trachten können? Es ist mir darum sehr lieb, Herr Professor, daß ich hier in Ihnen einen Mann treffe, der die herrliche Kirche aus eigener Anschauung und Betrachtung kennt. Sie werden gewiß die Güte haben, meine Vorstellung von derselben, die ich bloß von andern entlehnte, zu berichtigen und zu ergänzen, wo sie falsch und mangelhaft ist. Sehen Sie, ich stelle mir dieses Meisterwerk aller Meisterwerke so vor — —

(Nun beschrieb ich die Kirche. Nach genauer Angabe der Höhe und Weite, schilderte ich ihm die äußere Gestalt, mit Erwähnung der Schönheit und wunderbaren Haltung der Kuppel. Dann ging ich ins Innere, und beschrieb die merkwürdigsten dort vorhandenen Gegenstände. Ist es so, Herr Professor? fragte ich alsdann).

Prof. Und Sie sollten nicht in Rom gewesen seyn?

Ich. Auf meine Ehre nicht! Was ich da gesagt habe, kann man sich ja sehr wohl von Andern erzählen lassen, die dort gewesen sind.

(Ich war einmal in Renommiren, und hatte Lust, den Dünkel meines Mannes noch mehr zu demüthigen; darum fuhr ich fort). — Was ich mir aber gar nicht erklären kann, und worüber ich mir von Ihrer bessern Einsicht und anschaulichen Kenntniß dieses Kunstwunders eine geneigte Belehrung erbitte, ist die akustische Vollkommenheit eines so großen Innern.

Prof. Acustico, acustico? Das ist kein italienisches Wort, Signor.

Ich. Verzeihen Sie! Das ist eben sowohl, wie Armonia, obgleich auch, wie dieses, griechischen Ursprungs. Man muß nur auch die Sache kennen, die es bedeutet. Akustisch kommt vom griechischen Worte: *ακυσω* Hören, und der akustische Vorzug eines zu öffentlichen Vorträgen bestimmten Gebäudes vor andern der Art besteht in einer solchen, nach der Lehre vom Schalle berechneten, künstlichen Einrichtung und Gestaltung des Innern, daß die Rede vom Standpunkt des Redners, in der gehörigen Stärke, bis in

die entferntesten Winkel bringt, und allenthalben gehört wird. Akustik heißt die Wissenschaft, welche die Theorie zu der Kunst liefert, das Inwendige einer Kirche oder eines Schauspielhauses diesem Zwecke gemäß einzurichten. — Was hätten Sie denn sonst für ein italienisches Wort, diesen Begriff auszusprechen? Die Sache haben sie doch, als gelehrter Tonkünstler, gewiß längst gekannt, da die Akustik mit der Tonkunst so nahe verwandt ist, und dieser gelegentlich dazu dient, ihre Wirkung in einer gegebenen Entfernung unter gewissen materiellen Umständen zu berechnen, und die Stärke ihrer Vortrags darzulegen abzumessen.

Die arme Harmonie war durch die Akustik ganz aus dem Felde geschlagen, und ihr Professor verstummte. Die Damen waren sichtlich um ihn in Verlegenheit, und die Kleine lief fort, als wenn ihr eben etwas befiel, das sie vergessen gehabt, zu besorgen. Der Marchese, der mich bei meiner Beschreibung der Peterskirche und bei der Erklärung des

Acustico mit großen Augen angesehen hatte, fragte mich nun mit sehr bescheidener Miene: „Verzeihen Sie meine Neugier! Aber haben Sie im Ernst nicht die Baukunst studiert?“ —

„Wirklich nicht, Herr Marchese! Auch nicht den Riß zu einem Eselstalle könnte ich machen, so wenig Akustik auch erforderlich wäre, um ihn so einzurichten, daß das kräftige V—a des langohrigen Redners in allen Winkeln deutlich vernommen würde. Ich wollte bloß dem Herrn Professor zeigen, daß man eine ziemlich richtige und klare Vorstellung von einem Werke der Baukunst erhalten kann, ohne es gesehen zu haben. Mit den Werken der Bildhauerkunst und der Malerei ist es aber etwas anders; die muß man sehen. Nun gar die Tonkunst! — Wer eine Musik nicht hört, oder doch in ihren stummen Zeichen sieht, wodurch sie mit den Augen gehört wird, den mag man sie mit Worten noch so viel beschreiben, er wird doch keine klare Vorstellung davon haben, noch weniger das geringste von dem Zauber ihres flüchtigen Aus-

drucks empfinden. — Ich sehe, die Marchesina hat die Guitarren gebracht: gewiß ist sie so gütig, uns mit dem Herrn Professor durch ein Duett beglücken zu wollen. Machen Sie uns doch diese Freude, Signora! — Sie nickte gefällig, reichte dem Professor eine Gitarre hin, und sagte bittend: „Nun, mein lieber Professor!“ — Allein der Mensch maulte. Er sagte: „Signora wisse, er möge nicht gerne singen, sei selten recht dazu aufgelegt, habe heute Brustbeklemmung, sei heiser; — kurz, er müsse bitten, ihn diesmal zu verschonen; ein andermal werde er gerne zu Befehl stehen.“ Damit stand er auf, und ging zum Tempel hinaus.

Ich. Jetzt gereut es mich, daß ich die Laune des Herrn Professors, wie's scheint, ganz verstimmt habe. Aber er trat mir mit seiner schweren Römerschaft auch gar zu hart auf den Fuß!

Marchese. Mir ist es ungemein lieb, daß er in Ihnen einmal den Mann traf, der ihn für seine unerträgliche Unart, alles, was

nicht in Rom oder römisch ist, langweilig zu finden, züchtigte. Ich hätte es längst, wohl nicht so gelehrt, wie Sie, aber doch verb. gethan, wenn er nicht in meinem Hause wäre. Meinen Gast mag ich selbst nicht hart behandeln.

Marquise. Er hat uns schon oft gedroht, daß er wieder nach seinem großen Rom zurückkehren will. Die Aufwartung ist ihm hier immer nicht pünktlich genug, obgleich ich dem Bedienten eingeschärft habe, ihn ja nicht zu vernachlässigen; denn meine Schwester und ich, wir wollten ihn gerne noch behalten, Signor! Er ist ein vortrefflicher Musikmeister. Sein Uebel wird aber immer ärger, und ich werd' ihn nun nicht mehr so bringend bitten, hier zu bleiben, wenn er einmal wieder sein Heimweh bekommt.

Die kleine Marchesina saß in Gedanken, und sagte nichts dazu.

Ich. Es ist nur ein Unglück, daß wir um das Duett gekommen sind, welches die gütige Marchesina uns zugebacht hatte!

Marchesina. Um Vergebung! zu einem Mundvoll Gesang ließe sich doch Anstalt machen, wenn Sie Liebhaber davon sind. Wahrscheinlich singen Sie auch, Signor! Da! (Sie reicht mir eine Guitarre hin, die ich lachend auf den Tisch legte.) Nun, warum denn nicht? Unser Saal ist hübsch akustisch.

Ich. Leider, Signora, kann ich nicht besser singen, als Peterskirchen bauen. Ja, in einem Gesselställe — da würde ich eine passende Bravourarie vortragen.

Marchesina. Nun, thue Du es denn, liebes Schwesterchen.

Marquise. Dir zu Gefallen singe ich wohl ein wenig, so schlecht ich's auch mache; aber Du hast uns nun einmal auf ein Duett verflueht, und die Duett's verlieren, wenn sie von zwei weiblichen Stimmen gesungen werden.

Marchesina. Da hast Du wahrhaftig recht! Sie müssen's also sein, mein gefälliger, liebenswürdiger Herr Bruder, edler Marchese von Gesi.

Marchese. Ach, theuerste Schwester! Sie wissen ja doch, daß ich seit Jahr und Tag keine Saite angerührt habe!

Marchesina. Ja, das weiß ich, und es ist gar nicht rühmlich für Sie. Aber eben darum! Denn ich erinnere mich auch, daß Sie vor Jahr und Tag die Saiten meisterhaft, rührten, und Sie sollen mir nicht ganz aus der Uebung kommen. Also — —

Sie hing ihm die Guitarre um; er nahm sie aber wieder ab, und beharrte bei seiner Weigerung.

Marchesina. Ei, ich muß doch sehen, wie weit der Marchese die Unerbittlichkeit gegen ein flehendes junges Mädchen wohl treiben kann! (Sie trat mit ihrem Instrument vor den sitzenden Marchese, prälubirte ein wenig, und sang dann aus einem mir unbekannten Duett mit schalkhafter Miene eine förmliche Liebeserklärung. Die letzten Worte ihres Gesanges waren: „Mamitu? dimmelo!“ (Liebst Du mich? Sag es mir!) die dreimal wiederholt wurden. Der Marchese

lachte, und nahm immer die Guitarre nicht wieder. Die Sängerin stellte sich empfindlich, unterbrach auf einmal ihren Gesang, und rief, wie im Zorne, aus: „Also auch nicht einmal Antwort verdiene ich Unglückliche?“ Sie stampfte den Boden mit ihren niedlichen Füßchen, und sang dacojo:

„Mamitu? dimmelo!“

Da nahm er denn endlich das Instrument, und beide sangen das Duett zu Ende, so himmlisch, wie ich sonst nie eines singen hörte. Als sie geendigt hatten, sagte der Marchese: „Schade, daß wir vom Professor nicht wenigstens seine Guitarre haben! Sie ist viel besser, als die Eurigen.“

Marchesina. O, die will ich wohl bekommen! Vielleicht bringe ich seine Stimme auch dazu mit.

Sie hüpfte fort, und ich lief hinab, einen Blick nach unsern Pferden im Thorwege zu thun, denn unsere beiden Chasseurs waren ausgegangen. Als ich wieder die Treppe herauf

kam (ich hatte Schuhe angezogen, weshalb mein Steigen auf der Treppe kein Geräusch machte,) da sah ich auf dem Vorfaal die Marchesina mit der Guitarre vor dem Professor stehen, dem sie eine Hand auf die Schulter gelegt hatte, wahrscheinlich um seine Rückkehr zur Gesellschaft bittend. Wie sie mich erblickten, trat er in sein offenes Zimmer zurück, und sie kam, sanft erröthend, mit mir wieder in den Saal zu gehen, indem sie sagte: „Er ist unbeweglich!“ „Das muß er wohl sein,“ antwortete ich, wenn Sie ihn nicht bewegen können.“

Nun wurden noch einige Stunden, die mir wie Augenblicke schwanden, versungen und verspielt, dann fröhlich zu Abend gespeiset, wobei der Professor nicht erschien, und darauf ging, nach einem äußerst angenehm unterhaltenden Gespräche, Alles zur Ruhe. Der Professor sang noch spät in seinem Zimmer, daß wir es in dem unstrigen hören konnten; allein sein Gesang gefiel mir bei weitem nicht so,

als der des Marchese. Doch — vielleicht war mein Gehör partheiisch.

Wir erwarteten die Ankunft der Schwadron am folgenden Morgen erst gegen Mittag; siehe, da trat schon um 8 Uhr der Marchese in unser Zimmer, und sagte: „Mein Gott! was bedeutet das. Ihr Regiment, wenigstens der größte Theil desselben, marschirt eben hier unten am Berge vorüber, auf der Straße nach Terni.“ Wir sprangen auf, und eilten an den Rand des Fleckens, wo wir in die Ebene unten hinabsehen konnten. Es war wirklich so. Das Regiment zog dahin mit Obrist und Adjutanten. Wir ließen schnell satteln, denn natürlich mußte etwas, gestern noch Unerwartetes vorgefallen sein, und wir mußten dem Befehl zu unserm schleunigen Abmarsch von Gesi entgegen sehen; nach einer Viertelstunde kam eine Ordonanz damit an. Der Obrist hatte in der Nacht Gegenbefehl erhalten. Das Regiment sollte nun nicht über Narni und Rom gehen, sondern links, nach Terni marschiren, dort die dreitägige Rast

halten, und hernach über Introdono in's Neapolitanische einrücken.

Unserm Marchese und allen Gesinern war dieß eine sehr erfreuliche Nachricht; sie hatten mit Recht viel Unheil von der angedrohten Einquartirung befürchtet, weil sie die Pferde nicht unterbringen konnten. Er bat uns, von seinen Damen unterstützt, wenn wir irgend könnten, noch bis Mittag zu verweilen. Wir durften es immer wagen, denn in unserm Befehle war uns keine Stunde gesetzt; es hieß bloß: wir sollten heute in Terni wieder zum Regiment stoßen.

Den Gedanken, nach Rom zu kommen, gab ich darum nicht auf. Ich hoffte immer noch, mir an demselben Abend in Terni Aufträge vom Rittmeister oder vom Obristen selbst zu erwirken. Das Regiment hatte Bekleidungsbedürfnisse, denen man in Rom beim Durchmarsch hatte abhelfen wollen. Dieß konnte jezt nur durch eine besondere Absendung des Bekleidungsoffiziers oder eines andern nach dieser Stadt besorgt werden, und

ich wäre, wegen meiner Kenntniß der Sprache, dazu besonders als Dolmetscher brauchbar gewesen.

Um Mittag nahmen wir von unserm vor-
trefflichen Wirth und seinen liebenswürdigen
Damen Abschied, und ritten nach Terni.

Eben war ich im Begriffe, zu meinem
Rittmeister zu gehen, siehe! da kam einer un-
serer Wachtmeister und kündigte mir an, daß
ich ihm ins Gefängniß zu folgen hätte.
„Warum?“ fragte ich verwundert. „Das weiß
ich nicht,“ war die Antwort; „es ist auf Be-
fehl des Obristen, und auf drei Tage.“ Ich
mußte natürlich gehorchen.

Die Ursache der Verurtheilung war mir ein
Räthsel; ich ersuchte den Wachtmeister, sich
darnach zu erkundigen, da wahrscheinlich ein
Irrthum oder Mißverständniß meiner Bestra-
fung zum Grunde läge. Meine verspätete
Ankunft von Gesi konnte nicht die Ursache
davon sein, denn der andere Fourrier, der mit
mir da gewesen war, blieb in Freiheit. Nach
einer Stunde brachte mir mein Wachtmeister

eine Abschrift vom Tagßbefehl, worinn immer die Bestrafungen der Offiziere und Unteroffiziere mit Anführung der Beweggründe der Strafen bekannt gemacht wurden. Darinn hieß es denn unter andern: „Der Fourrier N. N. kömmt auf drei Tage ins Gefängniß, weil er zu Gemini über die Ausrichtung eines Auftrags vom Obristen nicht an diesen, sondern an den General berichtet hat.“

Nun wußte ich Bescheid. Ich hätte nämlich, als der Obrist mir dort durch's Fenster zurief, heraufzukommen, und ihm zu sagen, was die Abgesandten von Gessi wollten, und der General bei meinem Eintritt gleich mich eben darnach fragte, nicht bloß diesem antworten, sondern auch ihm, dem Obristen, der doch dabei stand, und an den ich meine Antwort mit richtete, dieselbe dann auch noch besonders, als den von ihm verlangten Bericht, wiederholen sollen. Er war mir zwar gewogen, aber in Dienstsachen ein erbärmlicher Formularius, der sich immer freute, wenn er Gelegenheit fand, eine auffallende Strenge

und Pünktlichkeit zu zeigen, wie dieses Beispiel beweiset. In solchen Fällen war denn auch durchaus an keine Minderung der einmal zuerkannten Strafe zu denken.

Als der Wachtmeister fort war, rief ich für mich allein aus: „So hast du nun also Rom gesehen, Unglückskind! — hast es gesehen in einer Entfernung von neun Millien, vom hohen Felsen bei Gesi!!“ — Ein junger Christ und Militär muß sich geduldig in jedes Mißgeschick ergeben, das ihm von oben kömmt, und solches Leiden mit Anstand tragen. Sonst konnte ich das auch wohl; aber diese Gefangenschaft in Terni anstatt der gehofften Reise nach Rom, in die Vaterstadt oder doch nach dem vorzüglichsten Tummelplatz jener großen Söhne der Zeit der Kraft, — war das nicht zum verzweifeln? Fast hätte ich geweint wie ein Kind. — Hernach habe ich Rom nie gesehen!

Ein lustiger Gesell, der in meinen Knabenjahren viel in meiner Aeltern-Hause verkehrte, pflegte wohl, wenn ich's ihm zu bunt

machte mit muthwilligen Streichen, mich bei beiden Ohren zu ergreifen, so vom Boden in die Höhe zu heben, und dann boshaft zu fragen: „Kannst Du Rom sehen?“ Ja! ja! schrie ich dann kläglich, um nur wieder zur Erde zu gelangen und meine Ohren frei zu bekommen. Wenn mich jetzt jemand fragt: „Haben Sie Rom gesehen?“ klingt mein Ja! fast eben so kläglich.

Manche Augenzeugen haben uns die schrecklichen Zerstörungen geschildert, welche Erdbeben anrichten; aber niemand hat, so viel ich weiß, beschrieben, wie eine solche Erschütterung des Bodens und wohl natürlich auch der Luft über dem bewegten Erdstrich innerlich auf den physischen Menschen wirkt. Gewöhnlich ergreifen die grausenvollen objektiven Erscheinungen bei dieser furchtbaren Naturbegebenheit das Gemüth so gewaltig, daß man die subjektiven nicht beachtet; und doch sind auch diese bisweilen seltsam und merkwürdig.

Ich erlebte in Massavra, einem Städtchen unweit Tarent, im Jahr 1802, eine in dortiger Gegend nur gelinde Erderschütterung, welche aber dreißig bis vierzig Meilen mehr nördlich heftiger gewesen war, da sie mehrere Gebäude umgestürzt, bei Papoli, in der Provinz Abruzzo, einen Felsenberg zersprengt, und ungeheure Massen davon auf die, daran hinlaufende Heerstraße geschleudert hatte, die auf einer Strecke von einigen Meilen so verschüttet wurde, daß dort eine neue, anders laufende angelegt werden mußte. Es war im Julius. Die Hitze war seit acht Tagen so ungeheuer, daß kein Mensch von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends irgend ein bedeutendes Geschäft betreiben konnte. Man hielt in diesen Stunden der höchsten Sonnengluth alle Thüren und Fensterläden dicht verschlossen, und harrte so, nachdem man in die Winkel der bewohnten Zimmer Eimer mit Brunnenwasser und Kellereis gesetzt hatte, in ängstlicher Bekommenheit die Wiederkehr der Abendkühle. Während dieser Zeit lag

man denn in träger Unthätigkeit auf Sofa's und Betten: — Federbetten sind bekanntlich in so heißen Ländern nicht gebräuchlich. Das Haus, worinn ich mich befand, war das ansehnlichste des Ortes, und in einem Viereck um seinen gepflasterten Hof gebaut, den es also einschloß. Die Familie bestand aus dem Vater, der Mutter, einer Tochter und vier Söhnen, wovon zwei Abbatus, und die beiden jüngern neapolitanische Offiziere waren, damals ausser Dienst. Sie bewohnten die eine Seite des Hauses, und hatten ihren ungebetenen Gästen die andere überlassen. Ich stand mit der ganzen Familie auf sehr freundschaftlichem Fuß, so verhaßt wir ihnen im Ganzen auch sein mochten.

Eines Tages, um 3 Uhr Nachmittag, hört ich plötzlich ein schmetterndes Getöse, daß die Fenster erklinkten und mehrere Scheiben zersprangen. Dieses, einige Sekunden währende Schmettern verwandelte sich dann in einen langen, dumpfen, unterirdischen Donner, der in einer halben Minute, von Osten

nach Westen hin, verhallte. Der Anfang des Getöses war ungefähr so anzuhören, als wenn zwei, drei schwere Wagen auf einmal in vollem Rennen in den innern Raum des Hofes jagten. Dieses war ein Erdgeschos, welches aus einem großen Pferdestalle, einer Wagenremise, einer Taverne — d. h. einer Art von Weinkeller, worin für Gäste Wein geschenkt ward, — und mancherlei Vorrathszimmern bestand, und nicht bewohnt. Wir wohnten, Familie und Fremde, im ersten Stock. Halb eingeschlummert, und daher nicht gleich mich besinnend, sprang ich von meinem Lager auf, hinaus in den gemeinschaftlichen Korridor und blickte in den Hof hinab, was es wohl gäbe. Da fiel mir's erst ein, daß es wohl ein Erdbeben gewesen sei. Ein Reiter denkt bei außerordentlichen Vorfällen zuerst an sein Pferd. Ich lief hinab zum Stalle, und sahe, da ich ihn öffnete daß unsere vier Pferde sämmtlich ihre Halftern zerrissen hatten, und mitten im Stalle, zitternd und schnaubend, bei einander standen. Nachdem ich die Pferde in der Geschwindigkeit

wieder angebunden hatte, eilte ich hinauf in's Wohnzimmer 'unser's Wirths, um mit ihm über das Ereigniß zu sprechen. Da fand ich die ganze Familie auf den Knieen, den jüngern Offizier ausgenommen, welcher mit gesenktem Haupte dabei stand. Alle Gesichter waren bleich vom Schrecken. „Was zittern Sie denn noch?“ fragte ich; „es ist ja glücklich vorüber gegangen.“ „Ach, Gott sei uns gnädig!“ antwortete der Vater mit beben-der Stimme; „es kommen gewiß noch mehr Stöße!“ — „So?“ fragte ich; „dann bleibe ich nicht im Hause,“ und eilte in den Garten, außerhalb des Gebäudes, hinab, wohin der erwähnte Offizier mir bald nachfolgte. „Warum kommen denn die Andern nicht?“ fragte ich verwundert. „Sie flehen noch zu Gott um Barmherzigkeit,“ erwiederte er; „aber ich denke, man kann ja im Garten auch beten.“ Nach einigen Minuten kam der Vater uns auch nachgeschlichen. „Es ist gewiß mit der einen Erschütterung noch nicht vorbei,“ sprach er ängstlich; aber warum flichst Du so vor Krieg. Abenth.

Gottes Zorn, mein Sohn? Er kann Dich allenthalben treffen.“ . . . „Daß kann er wohl, Vater!“ antwortete der freidenkende Don Pepino; „aber weiß ich denn, ob der Allmächtige auf mich zürnet? Ich denke, Gott hat uns Kopf, Arme und Beine gegeben, und will auch, daß wir sie zu unserm Heil gebrauchen. Der fromme Josua hat wohl die Mauern von Jericho umposaunt, aber ich weiß kein Beispiel, daß ein Frommer durch sein Gebet einstürzende Häuser gehalten hätte.“ . . . Schweigend näherte sich der Vater dem Hause, und rief den Andern zu, auch herunter zu kommen. Sie erschienen.

Aber sonderbar! Eine Minute darauf wurde mir sehr übel, und fast in demselben Augenblick fing auch Don Pepino an, über Uebelkeit zu klagen. Wir mußten bei Seite gehen und hatten Beide ein heftiges Erbrechen. Den Andern fehlte nichts. Woher dieser seltsame Zufall? Ich kann mir's nicht anders erklären, als daß in dem Augenblick,

da wir Beide in den Garten kamen, die Luft mit Erbrechen erregenden Stoffen geschwängert war, die gleich darauf entweder zur Erde niedergeschlagen, oder in einem höhern Luftstrich emporgedrungen sein müssen, so, daß die später angekommenen nichts mehr davon einathmen konnten.

Wir wandelten nun alle, lauschend, auf und nieder, und vernahmen nach einer Stunde noch einen leisen Stoß. Die Erschütterung glich einen Kanonenschuß in weiter Ferne, der halb gefühlt und halb gehört wird. Darauf kühlte sich nach und nach die Luft ab: es ward ein sehr schöner Abend, und wir feierten im Garten bei einem wohlbesetzten Tische, in traulicher Eintracht das Dankfest der glücklich überstandenen Gefahr.

Wir hatten in Gravina, einer Stadt Apuliens, ein halbes Jahr im Standquartier gelegen, als sich folgende tragische Begebenheit ereignete:

Zwei von meinen Wassenbrüdern waren bei einem wohlhabenden Arbeitsmann einquartirt, der, obwohl schon ziemlich bejahrt, sich dennoch eine junge hübsche Frau genommen hatte. Er war sehr eifersüchtig, und litt um so mehr an diesem Hölle'nübel, da sein Gewerbe ihn nöthigte, oft mehrere Tage nach einander außer dem Hause zu seyn, unterdessen seine gelbsüchtige Einbildungskraft ihm das Betragen seines Weibes so arg und treulos vorspiegeln konnte, als die Natur seiner Seelenkrankheit es mit sich brachte. Der eine von den beiden Soldaten lag seit einigen Wochen am Fieber krank, und sein gesunder Schlafgesell wartete sein mit so freundlicher Sorgfalt, daß er nicht nöthig hatte, ins dortige Krankenhaus zu gehen, wo damals eine Menge unserer Jünglinge von einem, wie es schien, ansteckenden Brustfieber dahingerafft wurde. Dieser ächte Freund war auch der jungen Hausfrau und ihrer Schwiegermutter bald ein gefälliger Hausgenosse geworden, und hatte sich das Wohlwollen der Weiber

erworben. Der Eifersüchtige sah des Jünglings kleine Dienstleistungen in der Hauswirthschaft, wie ihre Wirkung auf das Gemüth der Weiber, mit seinen Augen, und ward in seinem Betragen gegen ihn immer unfreundlicher, je mehr ihm die dankbare Zwogenheit seiner Frau für den fatalen Gast zuzunehmen schien. Dieser aber rügte seine häufigen Grobheiten nie ernstlich, aus Rücksicht auf seine artige, freundliche Hauswirthin. Doch wuchs der Groll und die üble Laune des Mannes immer mehr und mehr, besonders, da nun seine Frau anfing, ihn in Verbindung mit seiner Mutter, oft zu ermahnen, daß er doch gegen den dienstwilligen Hausgenossen wenigstens die gewöhnliche Höflichkeit beobachten möchte.

Eines Tages, da dieser die Wache hatte, schlich er sich auf eine Viertelstunde aus der Wachtstube weg, um sich nach seinem kranken Freunde umzusehen. Als er bei demselben angekommen war, fiel plötzlich ein Plagregen. Der Kranke bat ihn, aus einer nahen Taverne

den zweihenkligen Krug voll Wein zu holen, und ihn hinzustellen, weil ihn während des Fieberanfalls, den er eben erwartete, immer so sehr dürste. — Wasser trinken ist unter jenem Klima sehr schädlich; der gewöhnliche Wein dort ist leicht, gesund, Kranken heilsam. — Der Chasseur war zur Wache gepuht, und wollte nicht gerne naß werden. Er nahm den Krug, gieng damit in die Küche, und bat seinen Hauswirth, indem er Geld auf den Tisch legte, er möchte doch so gut seyn, nach dem Regen seinen kleinen Knaben nach der Laverne zu schicken, und dem Kranken den Krug voll Wein holen zu lassen. Er wollte sich nicht gerne beschmutzen, und müsse gleich wieder auf die Wachstube eilen, sobald der Regen aufhören würde, weil er ohne Erlaubniß fortgegangen sey. Der Eifersüchtige stieß ihm das Geld zurück, und sagte: „Meint er, daß wir seine Bedienten sind?“ Etwas aufgebracht antwortete der Chasseur: „Er ist doch ein unerträglicher Grobian! Ich erzeigte ihm und seiner Frau ja so viel Gefälligkeit“

teiten, als ich irgend kann.“ Dann nahm er sein Geld, und ging selbst mit dem Krug im Regen zur Laverne. Als er mit dem Wein zurück kam, stand der Hauswirth auf der schmalen Treppe, die zu den bewohnten Zimmern des Hauses führte. Der arme Junge ahnte nichts Arges, und wollte an ihm vorbei gehen; da stieß jener ihm einen versteckt gehaltenen Dolch ins Eingeweide, und riß ihm zugleich den Säbel von der Seite, womit er entfloh. Der Verwundete gab keinen Laut von sich, hielt seinen Krug in beiden Händen fest, ohne einen Tropfen Wein zu verschütten, stieg damit die noch übrigen Stufen hinauf, und ging zu seinem Kranken ins Zimmer. — So hat hernach die Frau, die den Auftritt von oben herab mit ansah, im gerichtlichen Verhör ausgesagt. Als er, leichenblaß, im Zimmer des Freundes ankam, stellte er den Krug auf den Tisch, sagte, indem er in einen Lehnstuhl sank, mit kaum hörbaren Worten: „Unser Wirth hat mir einen Dolchstoß gegeben,“ und starb in der-

selben Minute. Der Kranke raffte sich im heftigsten Fieber auf, schwankte hin zur Wache, und zeigte dort die Ermordung seines unglücklichen Freundes an.

Schon hatten einige Soldaten den Mörder mit dem blanken Säbel ihres Waffengeführten laufen sehen, und sich, auf diesen verdächtigen Anschein, sogleich hinter ihn her gemacht, um ihn zu verhaften. Allein er hatte einen bedeutenden Vorsprung; bei der Stadt waren eine Menge Felsenklüfte und Höhlen, woran ein großer Wald stieß, und so gelang es ihm, zu entinnen, nachdem er den Säbel von sich geworfen hatte. 'Es wurden zwar unverzüglich Streifwachen zu Pferde nach ihm ausgeschildt; aber auch diese fanden ihn nicht.

Der Ermordete wurde darauf beichtigt, und es fand sich, daß der Wagen durchslochen war. Bei seiner feierlichen Beerdigung hielten sich die Einwohner in ihren Häusern, weil sie die Erbitterung der Soldaten fürchteten, die nach Rache glühten, da sie zudem

wohl wußten, daß ihre jetzigen Wirths größtentheils gerne das ganze Regiment ermordet hätten, wenn es nur möglich gewesen wäre. Doch ging dieser Zorn vorüber, ohne daß eine Handlung der allgemeinen Rachsucht ausgeübt wurde.

Die Frau wurde eingezogen und vom Stadtgerichte verhört, wobei ich, als Dolmetscher gegenwärtig sein mußte. Das Resultat war: „Sie könne durchaus nicht wissen, wohin ihr Mann geflüchtet sei; aus allen Umständen lasse sich schließen, daß er den Vorsatz des Mordes erst am Tage der Ausführung, auf die freimüthige Aeußerung des ihm längst verhassten Ermordeten über seine Grobheit, gefaßt habe; sie habe mit diesem in keinem unerlaubten Verhältnisse gelebt, obgleich sie nicht läugnen wolle, ihm für seine Dienstfertigkeit recht gut gewesen zu seyn. Hätte sie vermuthen können, daß ein solches Unglück daraus entstehen würde, so hätte sie sich wohl gehütet, ihren eifersüchtigen Mann ihr unschuldiges Wohlwollen

gegen den gefälligen Fremden merken zu lassen. Er habe sie niemals gerade zu darüber zu Rede gestellt; bloß aus seiner übeln Laune habe sie bisweilen schließen können, daß ihm ihre pflichtmäßige Artigkeit gegen ihre Einquartierung mißfalle, woran sie sich aber, im Bewußtsein ihrer Unschuld, nicht gekehrt habe. — Auch der Kranke hatte nie von dem Ermordeten gehört, daß er mit ihrer Wirthin im unerlaubten Umgange stehe, was er doch ihm, als einem Freunde, für welchen er sonst keine Geheimnisse zu haben pflegte, wahrscheinlich nicht würde verhehlt haben. Kurz, es ergab sich, daß die Frau, wie der Ermordete, unschuldig war, und die That kam ganz auf die Rechnung der unsinnigen Eifersucht und der Heimtücke des Mörders. Sie ward also freigelassen, und das Gericht verstattete ihr, wieder in ihr Haus zu gehen, und ihre Wirthschaft fortzusetzen, so gut sie könnte. Doch mußte sie, an Eides Statt, versprechen, daß sie es unter der Hand anzeigen würde, wenn ihr Mann einmal wieder zu ihr käme.

Ein unnützes Versprechen, um dessen Nichterfüllung ein gerechter Richter eine Gattin nicht bestrafen könnte.

Man hoffte indessen, der Mörder würde dadurch, daß man seine Frau ohne Umstände wieder frei und im Besiz des Hauses ließ, sich verleiten lassen, die ganze Sache leicht zu nehmen, und wieder zu kommen — wenn auch nur, um dieß oder jenes Kleidungsstück nachzuholen, auf welchen Fall man ins geheim Anstalten getroffen hatte, beizeiten davon benachrichtiget, und seiner habhaft zu werden. Allein der Bösewicht war klug genug, dem Frieden nicht zu trauen: er kam nicht wieder.

Der Obrist sandte einheimische Kundschafter noch aus, die denn auch bald meldeten, daß er in einer nicht weit entlegenen Massaria — Meierei oder Pacht Hof — in Arbeit stehe, und sogar um seines Verbrechens willen dort sehr geschätzt werde. — In diesem seltenen Falle war es schlimm, daß unsere Regierung als freundschaftlich verbündete der neapolitanischen, ihr die unbe-

schränkte Gerichtsbarkeit auch in den von uns besetzten Provinzen gelassen hatte. Die hieraus dem Einwohner erwachsene Sicherheit, nach einem, an uns begangenen Verbrechen ungestraft zu entkommen, veranlaßte die meuchlerische Ermordung manches rechtschaffenen Kriegers, der für den allgemeinen Volkshaß büßen mußte. So waren nun auch unserm Obristen die Hände gebunden, daß er nicht kräftig genug durchgreifen konnte, um des Meuchelmörders habhaft zu werden: — wiewohl ich's im allgemeinen immer für recht, und dem Wohl der Menschheit zuträglich halte, daß selbst in eroberten Ländern die Gerechtkeitspflege den alten Behörden verbleibe, so lange nicht etwa vom Eroberer Civilbesitz ergriffen und darnach neue Behörden eingesetzt worden sind. — Der Obrist that jedoch hier etwas für seinen Kopf. Er ließ auf die Kundschaft von dem Aufenthalt des Mörders in der Nacht ein Commando von 25 Mann aufsitzen, und ritt damit nach der Massario, die er so gut und schnell, als möglich, besetzte. Ich

war mit dabei. Allein die wachsamen Hunde des Massaro meldeten unsern Anmarsch schon eine halbe Viertelstunde früher, als wir anlangen konnten, und so war denn der Vogel, den wir dort erhaschen wollten, ausgeflogen. Die Bewohner der Meierei waren sämmtlich gegenwärtig, und spielten die Erstaunten über unsere Erscheinung, und unsere Fragen nach einem Menschen, den sie gar nicht zu kennen vorgaben. Der Obrist stellte sich wüthend; er sagte zum Pächter: „Ich weiß ganz gewiß, daß er seit dem und dem Tage bei euch gearbeitet, diese und jene Geschäfte verrichtet hat, und besonders, daß er gestern Abend um 7 Uhr noch hier mit Dir sprach. Ihr wollt ihn also verhehlen, der gerechten Strafe entziehen, und seid Spitzbuben, wie er. Will nun keiner von euch mir gestehen, daß er hier war, und wohin er geflüchtet ist, so laß ich Dich hier auf der Stelle mit Deiner ganzen verruchten Familie erschießen. Dann betet nur geschwinde euer letztes Ave, und knieet hin! Ich will's schon verantwor-

ten.“ Der Massaro sahe sein Gefinde mit strengem Blick ringsum an; da heulten alle, wie im Chor, in ihrer gebrochenen apulischen Mundart durch einander: „O Signor! noo conoscem quisch't malaudrino! non l'avem visto!“ (Wir kennen diesen Spigbuben nicht! haben ihn nicht gesehen!) — Der Obrist ließ die Hälfte seiner Leute halben Kreis bilden, wie zum Erschießen, und hieß ernstlich sämtliche Einwohner der Meiserei vor ihnen niederknien. Sie gehorchten, ihr „Ora pro nobis!“ heulend. Er ließ auf sie anschlagen, und fragte: Nun, noch kein Geständniß? — Wer's gesteht, bleibt am Leben. — Wollt ihr denn alle mit der Lüge zur Hölle fahren?“ — Aber keiner wankte: alle heulten, zitternd ihr vermuthlich letztes Gebet, fort. Eine solche Standhaftigkeit war zum Toll werden! Wahrscheinlich hatte der Mörder die Vorsicht gebraucht, sich von Allen beim heiligen Dominikus schwören zu lassen, daß sie ihn nicht verrathen würden; und einen solchen Schwur bricht kein Graviner,

und kein Landbewohner im Bezirke der Stadt; denn Dominikus ist der Schutzheilige von Gravina und der umliegenden Gegend, und die Einwohner wissen von ihm mehr Wunder zu erzählen, als von allen andern Heiligen ins gesammt. Ja, sie setzten ihn sogar hoch über den heiligen Januar, der doch der Schutzpatron der Hauptstadt Neapel ist. Zudem war ja der Massaro selbst auch verloren, wenn einer aus seinem Hause aussagte, daß er den Missethäter verhehlt hatte. Was konnte unser Obrist machen? Knirschend ließ er Gewehr auf! kommandieren, und drohte noch, daß er wieder kommen würde, die Meierei mit Feuer und Schwert zu verwüsten, wenn der Massaro sich nicht binnen drei Tagen eines Bessern besänne. Darauf erwiderte der Mann sehr fest: „Er habe hierüber nichts sich zu besinnen, halte sich aber verbunden, von diesem gewaltthätigen nächtlichen Ueberfall des Herrn Obristen seiner Landesbehörde Anzeige zu machen, weil es ein schrecklicher Eingriff in die Gerechtsame

sei, die ihnen ihr geliebter König zugesichert habe. Die Behörde würde dann wohl wissen, an wen sie sich weiter deshalb zu wenden hätte!

Nun wurde auf Kosten dieses gezwungenen Wirthes sehr tumultuarisch und überreichlich gefrühstückt; dann ritt man unverrichteter Sache wieder fort. Zu seinem großen Ärger ward dem Obristen noch am folgenden Tage bestätigt, daß der Mörder wirklich Abends vorher in der Meierei gewesen war; aber er mußte so schon ernstliche Verweise vom Obergeneral Sult befürchten, und überließ nun die Sache der Landesbehörde, welche sie nur zum Schein betrieb. — Kurz, dieser Meuchelmord blieb ungestraft.

Es war Markt in Gravina. Der vor einigen Monaten dort verübte Meuchelmord war noch in frischem Andenken. Die Menge der Fremden, welche zu diesem Markte, der mehrere Tage währte, angekommen waren,

ließ ähnliche Unglücksfälle befürchten, und unser Obrist ertheilte daher bei der Parade den Befehl, daß während der Markttage keiner von seinen Leuten ohne Säbel aus dem Quartier gehen sollte, um die Uebelgesinnten in Respekt zu erhalten. Uebrigens sollte man alle Reibungen mit den Eingebornen vermeiden, und für sich bleiben. — Am zweiten Abend darauf befand ich mich mit einigen von meinen Wassenbrüdern, um 9 Uhr, in einer Taberne, die einer von unsern Marketendern sich gemiethet hatte, noch am Markte, der mit Kaufmannszelten bedeckt war. Da hörten wir plötzlich Säbelgeklirr draußen zwischen den schon verschlossenen Zeltbuden. Wir sprangen auf, und hinaus. Siehe, da stand ein, uns allen bekannter, neapolitanischer Sergeant, der schon seit einiger Zeit bei seinen Eltern im Orte auf Urlaub war, in einem Kreise von fünf oder sechs von unsern Leuten, und wehrte sich, wie ein Rasender, mit seinem Cauciaro — einem hirschfängerähnlichen Seitengewehr — gegen ihre breiten, Krieg. Abenth. 11

langen Pallasche. Sie schienen sich einer auf den andern zu verlassen, denn sie hieben alle sehr träge nach ihm, und er ward von keinem getroffen. Einer von den Unsrigen, ein Hufschmidt, der augenscheinlich betrunken war, schrie dabei immer: „Der Spigbube hat mich durchstochen!“ und doch — es war noch ganz helle — sah man kein Blut an ihm, und kein Loch in seinen Kleidern. Mehrere Eingeborne hatten sich versammelt, und sahen von ferne dem seltsamen Kampfe zu. Mich verdross es, daß meine Waffenbrüder so feig erschienen, und sogleich besorgte ich, sie möchten wohl den Neapolitaner, der allein war, durch beleidigende Redereien zum Zorne gereizt haben. „Zurück, ihr alle!“ rief ich: „ich will ihn verhaften. Dann wird sich zeigen, wer Unrecht hat.“ Sie traten etwas zurück: da sprang ich mit vorgehaltener Klinge von der Seite auf ihn ein, und es glückte mir seine rechte Hand mit meiner linken so zu ergreifen, daß ich sie verwendet gegen meine Brust drücken konnte, wodurch er wehrlos war, und

ich meinen Pallasch frei behielt. In dieser Stellung sagte ich: „Wir müssen ihn in die Wache führen.“ — „Jetzt riß ihn einer den Gauciaro weg!“ Dieß geschah, wobei unser trunkene Hufschmidt immer hinterher taumelte, und seinen entwaffneten Feind noch über den bloßen Kopf zu hauen suchte. Ich verlor ihn deshalb nicht aus den Augen und wehrte noch mit meiner Klinge einige matte Hiebe ab, die er auf den Sergeanten führte. Der ganze Auftritt war so tumultuarisch, daß ich immer noch nicht erfahren konnte, wie der Streit entstanden war. Indessen überlieferte ich den Verhafteten der Wache, und der Vorfall ward dem Obristen gemeldet. Nun hörte und sah ich, daß der betrunkene Schmidt wirklich einen tiefen Stich von hinten über die Hüfte bekommen hatte. Die kurze, offene Stalljacke, die er trug, war zufällig nicht mit durchgestochen worden, weshalb er mir erst unverfehrt geschienen hatte. Man führte ihn ins Krankenhaus, wo er am dritten Tage darauf an dieser Wunde starb.

Die Veranlassung des Streites war diese gewesen. Der Vater des Sergeanten war ein alter Feind des Hauswirths unsers Hufschmidts. Beide Feinde waren an dem Abend spazieren gegangen, der eine mit seinem Sohn, der andere mit seiner Einquartierung. Zufällig trafen sie vor einem Kaffeehause zusammen, um sich Sorbet herausbringen zu lassen. Die beiden Alten geriethen in heftigen Zank; der Sohn nahm die Parthei seines Vaters, und gab dessen Feinde eine Ohrfeige. Da sprang unser Hufschmidt seinem Hauswirth bei, jedoch nicht thätlich, da der Sergeant sein Machtwort zu respektiren schien. Allein er beleidigte diesen durch beschimpfende Benennungen, worauf der Neapolitaner nichts erwiderte. Der arglose Hufschmidt glaubte, die Sache sei nun so abgemacht, und wandte sich von ihm nach seinem Hauswirth um. Da zog der Sergeant schnell sein Kurzgewehr, und durchbohrte ihn damit von hinten, zwischen den kurzen Rippen und der Hüfte.

Als ich diesen Zusammenhang der Ge-

schichte erfuhr, bereute ich's fast, den meuch-
lerischen Neapolitaner von den Säbeln mei-
ner Waffenbrüder gerettet zu haben, denen
er doch am Ende wohl hätte unterliegen
müssen. Indessen beruhigte mich der Gedanke
daß er nun doch der verdienten Strafe nicht
entgehen werde, denn unser Obrist hatte öf-
fentlich erklärt, daß er ihn nicht an sein Korps
ausliefern, sondern von unserm Kriegsgericht
würde richten lassen. Er berichtete den Vor-
fall dem Obergeneral, und war wirklich von
diesem — vielleicht einstweilen unter der Hand
— berechtigt worden, ihn so lange in seinem
Gewahrsam zu halten, bis er vor ein, aus
dem Korps unsers Heeres zusammenberufenes
Kriegsgericht gestellt würde.

Man verwahrte den Meuchelmörder in ei-
nem Kerker, woraus ihn zu befreien, seinen
Freunden unmöglich war: auch nicht einmal
sprechen konnten sie ihn. An der Thür des
Gefängnisses stand eine Schildwache. An-
fangs bildete er sich ein, daß man ihn ver-
giften würde, und weigerte sich daher durch-

aus, die Lebensmittel, welche ihm von unserm Wachtmeister gebracht wurden, zu genießen. Es ward ihm bedeutet, daß man seinen Landsleuten den Ruhm der Giftmischung und des Meuchelmordes nicht streitig machen wolle. Uebrigens stehe es ihm frei, zu verhungern, wenn ihm diese Todesart gefalle. Man werde sich darüber nicht im geringsten betrüben. — Acht und vierzig Stunden hielt er wirklich dieses strenge Fasten aus; dann siegten aber doch Hunger und Durst über die Furcht vor dem Gisttode.

Sein Regiment schlug Lärm, und er wurde durch den neapolitanischen Kriegsminister bei unserm Obergeneral reklamirt; allein dieser wußte doch, wahrscheinlich aus Gefälligkeit gegen unsern Obristen, die Auslieferung des Mörders bis zum Abzug unseres Heeres aus dem Königreiche zu verzögern. Als dieser Zeitpunkt eintrat, gab man seinen Verwandten zu verstehen, daß man ihn gefesselt mit fortführen, und jenseits der neapolitanischen Gränze ohne weitere Umstände werde erschießen lassen.

Nun wählten sie wahrscheinlich eine Art der Unterhandlung, wie man sie wünschte, und es verlautete, sie hätten ihrem „Braven die lebende Seele 'gerettet“ durch — 20 Piaſter die ſie zu rechter Zeit und am rechten Ort geopfert hätten. —

So blieb alſo auch dieſer Meuchelmord ungeſtraft. Das erwähnte Sühnopfer abgerechnet, und meine naſeweifen Waſſengefährten ſagten, einige lachend, andere knirſchend: „Unſere Obern verkaufen uns doch wenigſtens ſo theuer, als ein mittelmäßiges Pferd.“ — Ich denke aber, unſer Obriſt wußte gleich anfangs wohl ſchon, daß er ihn doch am Ende würde ausliefern müſſen, und ſuchte ihn bloß ſo lange zu behalten, um ein kleines Profitchen zu erſchnappen, was ihm denn auch glückte, aber bei ſeinen Leuten verhaßt, und bei den Einwohnern verächtlich machte.

Unſer Regiment lag ſeit Monaten in Tucino, einer kleinen neapolitanischen

Stadt im Standquartier. Die meisten Offiziere hatten herzlich Langeweile, obgleich dieser oder jener nicht mehr allein im Hause des Einwohners, sondern auch schon im Herzen seiner Wirthin logirte. Dem größern Theil derselben ward's doch immer „zu eng in ihrem Schloß,“ und sie suchten sich daher mit der Jagd zu belustigen — auf den benachbarten Revieren. — Es war auch ein bejahrter General dort mit uns angekommen, der sich eine junge schöne leutselige Gemahlin, oder so etwas mitgebracht hatte. Diese gute Dame that zwar, was in ihren Kräften stand, das Regiment zu unterhalten, — denn ihre Menschenfreundlichkeit erstreckte sich auf Unteroffiziere und Gemeine, welche eine vorzügliche Bildung zeigten —; aber es waren ihrer zu viele, die von der langen Weile geplagt wurden. Dazu war der alte Herr, der überhaupt nicht oft ausging und selten ohne seine Gattin, noch so sehr in sie verliebt, daß er ohne sie nicht leben konnte, und sie immer gern vor Augen hatte, wie im Herzen. Es

blieben ihr bloß die drei oder vier Stunden seines ungewöhnlich festen Nachmittagschlafs, die sie in völliger Ungebundenheit ihrer allgemeinen Menschenliebe widmen konnte. — Der Obrist mußte daher, als selbst leidendes Haupt seiner langenweilekranken Offiziersfamilie, andere Anstalten machen, das Uebel mit Erfolg anzugreifen.

Er ließ zu diesem Zwecke eine wandernde Schauspielergesellschaft kommen, die er zu einer stehenden in unserm Standquartier erhob. Das männliche Personale spielte zwar nur erbärmlich, aber mit dem weiblichen hatte man doch Ursache, zufrieden zu seyn. Die einheimischen Herrn und Damen nahmen natürlich Theil an unsern neuen Vergnügen, und manche, denen sonst so etwas gar nicht eingefallen wäre, bekamen durch den öftern Besuch des Schauspiels, auch Lust zur Ausübung der dramatischen Kunst. Zwar schämten sie sich wohl noch, öffentlich mit aufzutreten; allein sie wählten sich doch im Schauspielhause ein Lieblingsröllchen aus,

daß sie dann zu Hause einstudirten, und, wenn sie es gehörig im Kopfe hatten, hernach unter vier Augen mit einem guten Freunde probirten. —

Der Obrist selbst, durch die Vorstellungen der Primadonna, die eine geborne Wienerin war, und, nach dem Urtheil vieler Kenner, recht brav spielte, von seiner Langesweile fast geheilt, wollte nun seine und die allgemeine, so glücklich angefangene Kur vollenden, und das gute Werk krönen; zu diesem Zwecke veranstaltete er einen Maskenball in seinem Quartier. Es gab nämlich noch zwei rechte hübsche Damen in der Stadt, welche ihre Männer gar nicht ins Schauspiel gehen ließen, weshalb ihre Liebenswürdigkeit für's Publikum verloren war. Wenn nun aber der Obrist einen Ball gab, und die Männer dazu lud, so mußten sie, wollten sie nicht unhöflich seyn, erscheinen: und wenn er die Damen mit einladen und dabei sagen ließ, daß der Herr General und die Frau Generalin ihn auch beehren würden, und daß

sie besonders wünschte und hoffte, auch anständige Damengesellschaft bei ihm anzutreffen; so mußten ja natürlich die Männer, wollten sie den General nicht vor den Kopf stoßen, ihre Damen ebenfalls mitbringen.

Ich war als Sekretär und Dolmetscher, beim Obristen, und ward mit den Einladungen beauftragt. Ich schrieb also zweckmäßige Einladungsbillets, und zeigte sie ihm, auf sein Verlangen, ehe ich sie durch die Ordonanz verschickte. „Das ist alles gut,“ sagte er, indem er, die, den beiden Familien, welche das Schauspiel verschmähten, bestimmten Billets bei Seite legte; aber zu diesen beiden müssen Sie selbst hingehen, und sich von den alten Herrn zusagen lassen, daß sie mit ihren Damen kommen werden, ehe sie Zeit haben, sich zu besinnen. Sie werden sie schon zu bereben wissen, wenn sie Bedenken tragen. Sagen Sie nur, die Generalin würde es gar zu übel nehmen, wenn die Damen nicht mit kämen.“ — Ich mußte gehorchen.

Der erste von den beiden vorsichtigen

Ehemännern, denn ich mit meinem verfänglichen Besuch beehren wollte, hatte vielleicht Bind vom bevorstehenden Maskenball bekommen, und war mit seiner schönen Hälfte verzeißt. Das Gesinde wollte nicht wissen, wohin. — Der andere aber wurde glücklich von mir im Lager überrumpelt. Ein Mädchen im Hause, das ich fragte: wo der Herr sey? wies auf eine Thür. Als ich anpochte, fuhren unten Wagen vorbei, und ich glaubte deshalb, das „Herein!“ was er gar nicht gerufen hatte, nur nicht gehört zu haben; ich trat also dreißt ins Zimmer. Allein es war nicht, wie ich vorausgesetzt hatte, die Wohnstube, sondern das eheliche Schafgemach. Die treue Seele vom Gatten saß am Fenster, und ließ Zeitungen, als ich eintrat. Ich erschraß beinahe über die lesende Figur, denn ein solch tüdtisches, widerwärtiges Gesicht, solch einen abgelebten verschobenen Körper, an welchem die schmutzigen, altmobischen Kleider gleichsam nur baumelten, hatte ich noch nie gesehen. Er mußte mein Pochen wohl vor

dem Wagengerassel nicht gehört haben; denn er sprang, überrascht, auf, und winkte mir, auf ein großes Gardinenbette weisend, mit „St! st!“ zu, daß ich kein Geräusch machen sollte. Die Vorhänge waren geschlossen, und ich konnte mir wohl denken, daß sie den Schatz verbargen, den ich lösen wollte. Leise bat ich um Entschuldigung, indem ich meine Einladungskarte für Herrn und Damen überreichte. Er sahe sie lange an, und überlegte. Dann sagte er leise: „Ich werde von der Ehre, die der Herr Obrist uns erzeugt, Gebrauch machen, aber für meine Frau muß ich in ihrem Namen danken. Sie ist seit einigen Tagen recht krank. Da liegt sie in diesem Bette, und wird wohl, hoffe ich, jezt ein wenig eingeschlummert sein!“ — Ich antwortete, mit ungläubiger Miene nach dem Bette hinblickend: „Ei nun, Signor! die kleine Unpäßlichkeit wird nicht so unartig sein, unsere Frau Generalin um das Vergnügen zu bringen, auf dem Balle die Bekanntschaft Ihrer Gattin zu machen, von deren Liebenswürd-

zeit sie schon viel gehört hat. Sie schärfte noch gestern, in meinem Beisein, dem Obristen ein, ja dafür zu sorgen, daß sie doch die reizende Signora Tuzzi dann auch kennen lernte, und er versprach es ihr. (Dies war keine Lüge). —

Signor Tuzzi wollte mich überzeugen, daß seine Frau, die man gar nicht athmen hörte, doch wirklich sich im Bette befände. (Nun muß man wissen, daß es dort zu Lande gebräuchlich ist, wenn man sich zur Ruhe begiebt, auch das letzte Gewand abzulegen. Selbst die vornehmen Stände haben zum Theil diesen sonderbaren Gebrauch, der fast allgemein in Spanien herrscht, unter sich eingeführt: — wie überhaupt die Neapolitaner manches von den Spaniern angenommen haben, z. B. das Don vor dem Taufnamen eines Mannes von guter Familie). Signor Tuzzi faßte mich bei der Hand, führte mich rasch ans Bette, und schlug, nach den leisen Worten: „Sie sollen selbst sehen, daß ich die Wahrheit sage!“ die Vorhänge auseinander.

der. Siehe, da lag das reizende Weib, mehr auf, als im Bette! Die leichte, wahrscheinlich bei unruhigen Schlummer verschobene Decke verhüllte die schöne Schläferin — lange nicht hoch genug. Sie erwachte in demselben Augenblick, da das helle Tageslicht auf ihre, vielleicht nicht dicht geschlossenen, Augenlieder fiel, und, da sie zugleich ihre holden Geheimnisse von dem entweichenden Frevlerblick eines Fremden überrascht sah, schmiegte sie sich um sich selbst, wie eine Pudica *) sich nun den beleidigten Punkt zusammen zieht, wenn man sie mit dem Finger berührt. Erschrocken schlug Tuzzi die Vorhänge wieder zu, und sagte, hochroth vor Scham und Grimm: „Ist Ihnen gefällig, mit mir ins Wohnzimmer zu kommen?“ Das war mir nun eben nicht besonders gefällig; aber — durfte ich es ihm merken lassen, daß ich lies

*) Anmerkung. Welcher Leser kennt nicht diese zartfühlende Pflanze, deren Blatt sich schamhaft zusammen zieht und selbst verhüllt, wenn man es berührt? —

ber gewünscht hätte, er wäre allein nach seiner einsamen Bohnstube gegangen?

Wir waren auf dem Wege dahin beide verstummt, und blieben auch in der Stube noch stumm; aber in unsern Innern war's desto lauter. In meiner Brust tobte der kleine muthwillige Gott, dem Luzzi so unvorsichtig die Binde abgerissen hatte, ganz ausgelassen; in der seinigen schmolte der Reiz. Dabei sahen wir uns von Zeit zu Zeit an, und schlugen gleich die Augen wieder nieder, als wenn wir kein gutes Gewissen hätten. Aber gesprochen mußte ja doch werden über die Sache; das fühlten wir alle Beide. Er hatte mir zeigen wollen, daß seine Frau krank sei; und was er mir wirklich von ihr zeigte, schien sehr gesund. Ich hatte ihn bereden wollen, sie zum Ball mitzubringen; und er schien jetzt weniger dazu geneigt, als vorher. Das Schlimmste war, daß nun jeder sich scheute, ihrer zu erwähnen, da ich sie in einer Lage gesehen hatte, die der Vergessenheit bedurfte. — Endlich fing ich denn

doch an, vom Schauspiel zu sprechen, und mich zu wundern, daß ich ihn dort gesehen hatte. (Darüber mich zu wundern, daß seine Frau es nicht besucht, fand ich nicht für rathsam.) Er erklärte, er sei nie recht für dergleichen Narrenspossen gewesen, und liebe solide Unterhaltung." — Ich sah auf meine Uhr, und fragte: „Darf ich dem Herrn Obristen sagen, daß Sie beide ihn beehren werden?“ — Er fühlte, daß er mir nun mit einer gar so gefährlichen Krankheit seiner Gattin nicht mehr kommen durfte, und erwiderte: „Für meine Person werd' ich nicht ermangeln, aufzuwarten; was aber meine Frau betrifft, so werden wir sehen, wie sie sich übermorgen befindet. Ist sie dann wieder ganz wohl, so wird sie es sich zur Ehre rechnen, die Bekanntschaft der Frau Generalin zu machen: ist sie aber noch zu sehr unpaß, so wird sie sich einmal die Ehre nehmen, Ihrer Excellenz in Dero Wohnung ihre Ehrfurcht zu bezeugen.“ — Dagegen konnte ich nichts einzuwenden haben, und empfahl mich.

„Bericht!“ rief mir der Obrist lächelnd entgegen.

Ich. Die Gumari sind verreist, und die Signora Tuzzi ist unpaß. Er will kommen.

Obrist. Wo sind die Gumari hin?

Ich. Daß will niemand im Hause wissen.

Obrist. Der Spigbube! — was fehlt denn der Tuzzi?

Ich. Daß kann ich nicht sagen. Ihr Mann scheint es selbst nicht zu wissen. Er will sie mitbringen, wenn sie übermorgen besser wird.

Obrist. Es mag wohl gar nicht wahr sein, daß sie krank ist?

Ich. Daß kann ich natürlich auch nicht wissen. In der Bohnstube war sie nicht, und er sagte, sie wäre bettlägerig.

Obrist. Ja, das mag wohl sein: die Gießenzzeit ist ja kaum vorbei. Wenn er sie aber nicht mitbringen will, kann er auch nur wegbleiben. Sein Bocksgesicht können wir

immer entbehren. Das hätten Sie ihm nur auf eine feine Art sagen sollen!

Ich (lachend). Da würde er sich wohl gar bedankt haben! Sie wissen übrigens, Herr Obrist, daß Sie mir verboten haben, je Ihre Befehle auszudehnen. —

Ich erzählte ihm nicht, wie ich die Tuzgi gesehen hatte, um nicht seine Einbildungskraft zu entflammen, und nicht zu noch dringenderem Einladen hingeschickt zu werden.

Er war in sie verliebt; das wußte ich. Er hatte sie in der Kirche gesehen, und seitdem sich gar viel nach den Umständen und Verhältnissen der Familie erkundigt. Dem Manne war darauf unter der Hand angeboten worden, daß man ihm die einträgliche Lieferung der Lebensmittel fürs Regiment in die Hände spielen wollte, unter dem Vorwande, man sei mit dem bisherigen Lieferanten unzufrieden. Allein er hatte sich bedankt, weil er gleich merkte, daß er bei dieser Gelegenheit mehr liefern sollte, als Brod und Rindfleisch. —

Das Bild der wunderschönen Tuzzi umschwebte mich im magischen Kreise und verführte meine Träume. Kalt und unbewegt ging ich an den Schönen des Städtchens vorüber, hörte nicht manch einladendes Wort, sah nicht die glühenden Blicke, die in wollüstige Bewegungen sich enthüllenden Reize vieler lüfterner Weiber, die mich theils durch ihre Rosen, theils durch heimlich zugesteckte Billets zur Schäferstunde luden. Dieser holden Tuzzi in einer unbelauschten Stunde sagen zu dürfen, wie heiß ich sie liebe, war der Culminationspunkt meiner Wünsche, die Achse, um welche sich mein heißes Sehnen in raschen Schwingungen bewegte.

Der zweite Adjutant des Obersten erkrankte, mir wurden dessen Dienste übertragen. Täglich mußte ich Morgens 9 Uhr nach Valette zum Brigadegeneral reiten, um ihm Rapport zu bringen. Der Ritt an Tuzzis Hause vorüber, war ein Umweg, aber ich machte ihn jeden Tag, um Idolo mio zu sehen. Dem Hause gegenüber war eine Weintaberne. Dort

hielt ich jederzeit an; ohne abzusteißen trank ich ein Glas herrlichen Spracuser, mit den sehnsuchtsvollen Blicken an allen Fenstern der theuern Wohnung umherschweifend. Als Jalousien waren immer geschlossen, doch schon beim dritten Ritze bemerkte ich, daß sich die Fächer der einen etwas aufthaten. Welch ein Reich von Hoffnungen und Freuden trat dem Heißliebenden aus dieser fingerbreiten Oeffnung entgegen.

Eines Morgens schlürfte ich meinen Spracuser in langen, süßen Zügen, da öffnete sich die Pforte des Tuzzi'schen Hauses, ein niedliches, schlankes Mädchen hüpfte heraus und eilte dem Thore zu, durch welches ich täglich ritt. Dicht am Thore, es war nicht ferne, wendete sich das allerliebste Kind, und gab mir ein rasches Zeichen, ihm zu folgen. Daß ich nicht säumte, darf man glauben. Auf einem abgelegenen, traulichen Plätzchen harrete die Tris meiner. Ich wollte vom Pferde springen. „Um Gottes und der heiligen Maria willen nicht, jede Minute ist ge-

zählt," flüsterte sie mir zu, drückte ein beschwertes Briefchen in meine Hand und sprang fort. Plötzlich stand sie still. „Grüßen Sie mir Montell (es war der Wachtmeister meiner Kompagnie) er soll gut und seiner Angelotta treu bleiben," und nun floh sie dahin, leicht wie eine Gazelle.

Hastig öffnete ich das Briefchen. Ein mit vier großen Diamanten besetzter Ring glänzte mir entgegen, die zierlichste Kalligraphie sprach sich in jedem einzelnen Worte aus. Das Briefchen war im reinsten Französisch geschrieben. Ich las: „Dieser Ring sei Dir zum Lohne zartfühlender Verschwiegenheit und zur Erinnerung an ein heiß liebendes Weib gegeben. Morgen um die neunte Abendstunde erwartet Dich Angelotte in männlicher Kleidung auf der Straße nach Tontelli bei der Kapelle des heiligen Dominikus. Sie leitet Dich in die Arme Deiner

Violanda.

Ich war außer mir, ich küßte das Billet tausendmal, ich weiß noch heute nicht, wie

ich nach Valetta kam. Ich muß dort tolles Zeug getrieben haben, denn der General sagte am andern Tage auf einer Jagdparthie zu meinem Obersten: „wenn sich der Fouriers-Adjutant wieder so geberdet, wie beim gestrigen Rapporte, so schicke ich ihn in Arrest oder ins Narrenhaus.“

Lange vor der neunten Stunde schritt ich den Ring an einem seidenen Bande tief im Busen verborgen, der Kapelle zu. So ver-
liebt ich war, so ließ ich doch die, auf itali-
schem Boden so nöthige Vorsicht nicht un-
beachtet. Mein Herz sagte: „von reiner
glühender Liebe ward dir dieser Ring und
dieses Briefchen. Gehe vertrauensvoll den
Rosenpfad.“ Der Verstand warnte: „Kann
der alte eifersüchtige, mißtrauische Tuzzi dein
tägliches Stillhalten an der Taberne, die feu-
rigen, an allen Fenstern seines Hauses mit
unverkennbarer Liebe und Sehnsucht haften-
den Blicke bemerkt haben? Kann er nicht
die so unschuldig scheinende Angelotte für sei-
ne Mäne durch Gold und Drohungen ge-

wonnen haben? Kann nicht da, wo du dem süßen Minnespiel sorglos entgegen eilst, der Dolch des gedungenen Banditen deiner harrten?“ — Nicht ungehört ließ ich die Stimme der Warnung verhallen. Meine Manteltasche barg eine Rockpistole und einen Dolch.

An der Kapelle trat mir ein schmucker Knabe entgegen. Der Schimmer des Mondes ließ mich in ihm die liebliche Zose erkennen. „Schönster Ritter der schönen Dame, folge mir und gehorche meinen Winken!“ sprach sie mit komischem Pathos und hüpfte voran. Wir bogen von der Straße rechts ab, auf Kies bedecktem Boden durch ein Pappelwäldchen wandelnd; bald standen wir vor einer allerliebsten, von duftenden Rosen- gebüschen und blühenden Zitronenbäumen umschlossenen Villa. Angelotte hustete dreimal, die Thüre that sich von innen auf. Gleich am Eingange öffnete das Mädchen ein Gemach, schob mich hinein und verschwand. Ein liebliches Halbdunkel empfing mich. Im Hintergrunde rauschte ein Vorhang auf.

Eine Gestalt im weißen Kleide schwebte mir entgegen. Violanda sank in meine Arme. Der Mantel glitt von meinen Schultern. Arm in Arm, Mund an Mund schwankten wir der einladenden Ottomane zu.

Wir hatten keine Worte für unsere Gefühle. Der Liebe, des Verlangens hochlobernde Flamme durchglühte unser Inneres. Lebend vor Wonne umschlang mich das herrliche Weib. Der fessellose Busen wogte an meiner glühenden Brust. Der Augenblick eines himmlischen Entzückens, der schönste meines Lebens umfieng mich mit seinen weichen, zauberischen Armen. —

Ich sprang von der Ottomane auf. Ich konnte das Entzücken, im Arme dieses Weibes geruht zu haben, nicht begreifen. Ich glaubte zu träumen. Violanda umfaßte mich. „Daß ich Dir, mein Albin — sprach sie mit leise zitternder Stimme und eine heiße Thräne fiel auf meine Hand — schon in dieser Stunde Alles war, was die Geliebte dem Liebenden, das Weib dem Manne sein kann,

darüber wirst Du mich nicht verachten, denn Du bist kein gewöhnlicher Mensch und gewiß vertraut mit den Schwächen und Wallungen des Herzens. Komm mit mir in den Garten, ich habe Dir viel, sehr viel zu sagen.“ — Wir gingen, Arm in Arm dahin. Eine Jasminlaube nahm uns auf. Violanda sprach:

„Mein Vater war ein sehr reicher Kaufmann in Trient und ich seine einzige Tochter, seine einzige Freude und Hoffnung, denn meine Mutter starb im zweiten Jahre meiner Geburt und mein Vater liebte mich zu zärtlich, um mich den allensalligen Launen und Quälungen einer Stiefmutter Preis zu geben. Unter der Leitung und Aufsicht einer weisen, liebevollen Matrone genoss ich den Unterricht der vorzüglichsten Lehrer. Ich ward sechzehn Jahre alt. Mein Vater feierte meinen Geburtstag mit einem großen Feste. So eben stand man von der Tafel auf und reichte sich zum Tanze, als unser alter Buchhalter hastig hereintrat und mit den Worten: „so eben, mittels Staffete eingelaufen“ meinem

Vater einen Brief überreichte. Ich zitterte, eine Ahnung sagte mir, daß er unglücklichen Inhalts sei. Mein Vater öffnete ihn; er erbleichte, er sank zu Boden. Man trug ihn auf sein Bett, in wenigen Augenblicken waren die Gäste verschwunden.

Ich war außer mir. Ich durfte nicht zu meinem Vater, die Aerzte hatten es streng verboten. Ich weinte und betete. Die Trennung von meinem Vater, die tödtliche Angst um ihn machten mich beinahe wahnsinnig. Erst am dritten Tag holte mich der Buchhalter zu meinem Vater. Er saß im Lehnstuhle, das Angesicht todtenbleich, die Augen matt, voll Thränen. Ich stürzte zu seinen Füßen, ich bedeckte seine Hand mit Küssen, ich schluchzte. Sanft zog er mich in seine Arme, in langen Absätzen, die Töne tief aus der leidenden Brust herausholend, sprach er: „Meine Tochter, ein harter Schlag, der härteste Schlag meines Lebens hat mich getroffen. Zwei Londoner Häuser, mit denen ich in enger Verbindung stehe, sind gefallen. Ich

bin ein Bettler, noch mehr, ich werde verachtet, verhöhnt, verfolgt werden. Nur Du kannst mich retten. Bist Du, meine gute, meine inniggeliebte Violanda, Deinen alten, unglücklichen Vater retten?"

„Ich war in diesem Augenblicke das seligste Wesen. Der Gedanke, die Leiden meines Vaters entfernen, ihm seine innige, zarte Liebe vergelten zu können, goß ein Meer von Entzücken in meine fromme, dankbare Seele.“ Jedes Opfer, — rief ich mit Begeisterung und legte meine Rechte zum Schwure auf die wogende Brust — das Sie von mir verlangen, bringe ich mit willigem freudvollen Herzen!“ — „Gib Deine Hand diesem Herrn — flüsterte mir der Vater zitternd zu, und — ich bin gerettet.

„Im Uebermaasse meiner Empfindungen, nur mit meinem Vater beschäftigt hatte ich nicht bemerkt, daß, außer uns, noch Jemand im Zimmer sei. Ich blickte auf, und mit einem Blicke übersah ich die abschreckende Gestalt mit dem hohlaugigen, erdfahlen, von

Alter und Laster durchfurchten Gesicht, mit den klapperdürren, marklosen, entneroten Gebeinen, mit einem Blicke durchschaute ich das tückische, trugvolle, goldgierige, jedem bessern Gefühle verschlossene Herz.“

„Ich schauderte zurück. Ich stelle Dir, meine gute Violanda — sprach mein Vater und heftete ängstliche, wehmüthig-bittende Blicke auf mich — hier den edlen Signor Tuzzi vor. Große Summen hat er mir anvertraut. Ihm ist meine gegenwärtige Lage bekannt und gar nicht zu verargen, daß er seine Kapitalien retten will. Fällt er von mir ab, so ist für mich keine Rettung. Er hat mir sein Wort verpfändet, er stellt mir eine gerichtliche Urkunde aus, nicht nur seine Gelder in meiner Handlung liegen zu lassen, sondern noch ansehnliche Vorschüsse zu einem sehr gewinnreichen Geschäft zu leisten. Violanda, nun weißt Du alles. Nur Du kannst mein Schutzgeist sein, daß ich dieses, in Ehren gewordne, Haupt nicht mit der Verachtung mit dem Fluche meiner Mitbürger be-

laßt, zu Grabe trage, daß ich nicht — hier rang er laut schluchzend die Hände — versucht werde, Hand an mich zu legen.“ —

Ich zitterte, krampfhaft hielt ich mich an der Bettpfoste, mir drohte eine Ohnmacht, ein rasches Sterben. Ich schlug den Blick durch das offene Fenster in die ziehenden Wolken; da war mir, als gestalte sich aus dem Strahlenmeere der Sonne ein himmlischer Sternenkranz, und senke sich nieder auf das Haupt der kindlich sich dahingebenden Tochter; rasch trat ich zu Tuzzi: Retten Sie meinen Vater und noch in dieser Stunde reiche ich Ihnen meine Hand am Altare.“ — Ich hatte meine letzte Kraft gesammelt, um diese gewichtigen, inhaltreichen Worte zu sagen. Mit dem letzten schwanden meine Sinne. Todtendähnlich sank ich in die Arme meines lautweinenden Vaters. — Nach vier Wochen war ich mit Tuzzi vermählt.“

„Mein Vater, in dessen Hause wir lebten, starb im ersten Jahre meiner Ehe. Tuzzi verkaufte Handlung, Haus und Garten, legte

die Gelder zu hohen Zinsen an und zog hieher, in das Erbe seiner Eltern."

"So lange der Vater lebte, war meine Lage so ziemlich erträglich, aber mit dessen Leben gieng für mich auch jede Stunde des Frohsinns, der Freiheit zu Grabe. Gleich einer Gefangenen bewachte er mich in seinem Hause, gleich einer Sklavin übte er an mir jede Laune, jede Rohheit, jede Grausamkeit. Ganze Tage verlebte er im Weinhause, ganze Nächte bei den feilsten Dirnen. Wurde er lüstern nach meiner Umarmung, so mußte ich die letzte Kraft des entneroten Sünders auf eine Art reizen, gegen die sich die Verworfenste meines Geschlechtes mit Abscheu gesträubt hätte. Wollte ich seinen viehischen Gelüsten nicht fröhnen, so peitschte er mich mit einer dichtgeflochtenen Geißel, bis ich mit blutendem Rücken und ohnmächtig zu Boden sank. Oft hatte ich die Phiola mit Gift, den scharf geschliffenen Dolch in der Hand, um diesen Unmenschen zu vernichten; immer trat das warnende Bild meines Vaters vor meine

Seele und die Religion gab mir Muth und Kraft zur Duldung.“

Eines Morgens, nachdem mich mein Gatte wegen einer unbedeutenden Sache aufs roheste mißhandelt und in ein Gemach des obersten Stockes eingesperrt hatte, lockte mich das Geräusch eines galloppirenden Pferdes an das Fenster. Du mein Albin, warst es, der vorüber sprengte, zu mir — war es Zufall oder Absicht, hinausblickte, dann plötzlich langsam ritt und die ganze Straße entlang, oft nach mir zurückschaute. Dich zu sehen und unaussprechlich zu lieben, war das Werk eines Augenblickes. Bis zu diesem entscheidenden Momente trug ich meine Fesseln mit Resignation, aber jetzt hatte ich kein anderes Sinnen, kein anderes Streben, als sie zu zerreißen.

Einige Tage darauf kamst Du mit der Einladungskarte zum Ball. Der rohe, zartfinnlose Mensch öffnete die Vorhänge des Bettes. Ich erwachte aus einem, lange entbehrtem Schlummer. Ich sah Dich nur mit einem Blicke, aber ich verging vor Scham,

so Deinem Auge zu begegnen, ich brannte vor Begierde, die Gegenwart meines Mannes unbeachtet zu lassen und in Deine Arme zu stürzen und Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe."

"Wüthend kam mein Mann zurück. Ich schlief, als wollte ich ewig schlafen." Diese Szene soll für Albin zur Prüfung werden! so beschloß ich. Meine vertraute Angelotte, die kluge, bewegliche Jose, die hundert Augen und Ohren, jeden Mann zum Liebhaber, jedes Mädchen zur Freundin hat, vor der kein Geheimniß sicher ist, legte sich auf die Lauer, ob der junge, lebensfrohe Franzose zartfühlend genug sei, solch eine, die weibliche Schamhaftigkeit tief verletzenden Anblick als Geheimniß zu bewahren. Angelotte erfuhr nichts. Sie wußte ihren geliebten Montell zu bewegen, Dich auszuforschen; selbst gegen ihn, den vertrautesten Freund; leugnetest Du, eine Signora Tuzzi je gesehen zu haben. Dieses edelmüthige Betragen schlang die Rosenbande meiner heißen Liebe immer mehr zum unauf-

löstlichen Knoten, ich schwur, nun Dir ganz anzugehören, mich nie mehr von Dir zu trennen.“

„Der Zufall war meiner Liebe günstig. Tuzzi mußte gestern mit Tagesanbruch schnell nach Rom reisen, um eine große Summe zu retten, die er aus Bucher, ohne gehörig geprüft zu haben, dem Grafen Cossetta lieh. Seine Rückkehr kann vor vierzehn Tagen nicht eintreten. Er übergab mich seinem alten, eben so mißtrauisch, hartherzig und tückisch gesinnten Diener Carlo zur sorgsamsten Aufsicht. Mich nur unter Carlos Begleitung täglich in die Kirche und in den von hohen Mauern umschlossenen Hausgarten gehen zu lassen, war das mit Versprechungen eines großen Lohnes unterstützte Gebot, womit der Balthrich schied.“

„Carlo ist der habgierigste Mensch auf Erden und weiß recht gut, daß die höchste Belohnung der strengsten Pflichterfüllung in einigen Scudi besteht. Ohne daß Tuzzi es nur ahnet, besitze ich an Geld und Juwelen

einen Reichthum, der Fürstlich ist. Meine Tante, die mich unaussprechlich liebte und den Geiz, die Habsucht, den Neid meines Mannes genau kannte, gab mir diesen Schatz heimlich an ihrem Todestage. Eine Rolle Dukaten, und die unbeschränkte Erlaubniß, sich in unserm reichlich versehenen Weinkeller göttlich thun zu dürfen, hat Carlo zu meinem willenlosen Sklaven gemacht. Seine Ergebenheit, sein Eifer, mir gefällig zu sein, gieng so weit, daß er heute an einen seiner Freunde nach Rom schrieb, und ihn beauftragte, genau den Tag der Abreise des Signor Tuzzi zu erforschen und selben durch eine Staffette ihm anzuzeigen. Bis zur Rückkehr des Verhaßten können wir die Abende uns ungestört sehen und nur uns und unserer Liebe leben."

„Und nun, mein Albin, Du mein Alles, höre mich an. Bei diesem Herzen, das nur für Dich in der heißesten, treuesten Liebe schlägt, bei allem, was dem Menschen theuer und heilig ist, schwöre ich, Dir für immer anzugehören. Ziehst Du fort von hier in

das Kriegsgetümmel oder in ein friedliches Land, so folge ich Dir. Nie mehr trennt sich Violanda von ihrem Albin.“

Rasch und stürmisch umschlang mich das süße Weib, ein langer Kuß besiegelte den Bund der Liebe, der Treue, des nie sich lösenden Vereins.“

Es knisterte im Sande des kieseligen Bodens. Die schlanke Angelotte schwebte der Laube zu, und lud zu den bereit stehenden Erfrischungen ein. Wir folgten dem freundlichen Rufe. Kaltes Geflügel, Wildbret, eine Pastete, außerlesenes Obst und feine Confituren, Burgunder und Champagner winkten dem lüsternen Gaumen. Wachlichter in schweren, geschmackvoll gearbeiteten Armenleuchtern gossen ein hellstrahlendes Licht über das mit Luxus und Kunstsinne reich meublierte Gerath, aus alabasternen Blumenvasen stiegen die süßesten Düfte empor, eine Wanduhr von großem Werthe begleitete jeden Stundenschlag mit melodischen Tönen und das seidne, üppige Ruhebett im Hintergrunde und

die herrlichen Gemälde, durch Szenen der Liebe und ihrer Freuden in Sinne erregenden Gruppierungen den Beschauer fesselnd, machten das trauliche Gemach zu Aphroditens Tempel.

Violanda war die geschäftige Wirthin. Sie wählte für mich die besten Federbissen, sie füllte mein Kristalglas und nippte mit den süßen Purpurlippen daran, um mir den edlen Rebensaft noch mehr zu würzen. Ausser meinem Glase Wein, diesen Morgen flüchtig in der bekannten Vis-à-vis-Laverne getrunken, war ich noch nüchtern. Ich hatte Eßwenhunger. Auch Violanda schien den ganzen Tag gefastet zu haben. Wir aßen, wie die Juden am Vorabende des langen Tages. Auch gegen die Flasche waren wir nicht spröde. Wir tranken aus einem Glase, wir hatten uns so viel zu sagen, und immer erstarben die Worte unter dem Spiele heißer Küsse. Die Morgensonne leuchtete aus Osten empor und nur Violandas dringende Bitte, sie nun zu verlassen, da ich später von den

Arbeitern der nahen Gärten gesehen und zum Verräther unserer geheimen Zusammenkünfte würde, konnte mich aus ihren Armen reißen. Ich eilte auf Umwegen dem Städtchen zu. Einen Glücklichen hatte die Morgensonne gewiß nicht beschienen. Jeder Abend fand mich nun an Violandas Seite, Montell in Angelottas Armen. Violanda selbst bat mich, den vertrauten Freund mitzubringen. Wie konnte sie Angelottas Treue reicher belohnen? —

Das Regiment mußte jeden Augenblick derordre zum Abmarsche gewärtig sein. Montell hatte zur Bedienung seines Pferdes einen Chasseur, der sehr klug, verschwiegen und dienstfertig war. Diesem hatte er die Villa der Signora Tuzzi bezeichnet, und aufgetragen, wenn nächtlicher Weile etwas vorkäme, dahin mit der Meldung zu eilen. Der treue Mensch gieng nie zu Bette, sondern brachte die Nächte auf einer steinernen Bank,

dem Quartiere des Obersten gegenüber, zu, um gleich jeden Vorfall uns kund thun zu können.

Wir saßen, das Punschglas in der Hand, im frohen, traulichen Kreise und stießen eben die dampfenden Gläser an, auf alles Gute und Schöne, was das Leben zu bieten vermag; da klopfte es schnell und heftig an der Hausthüre. Angelotta öffnete das Fenster. „Eine Ordonanz des General hat so eben den Befehl zum Abmarsche gebracht. In wenigen Stunden bricht das Regiment auf. Ich eile, um die Pferde und das Gepäck zu besorgen“ — flüsterte ihr der Chasseur zu und verschwand. Im stummen Schmerze der nahen Trennung sahen wir einander an. Violanda faßte sich zuerst. „Das Schicksal gebietet, sprach das hochherzige Weib und umfaßte mich, — laß uns seinem Gebote müthig gehorchen. Albin, Du hast meine Schwüre gehört. Wir trennen uns nur auf kurze Zeit. Lebe wohl, erhalte mir Dein Herz. Meine Liebe, meine Treue begleiten

Dich.“ — Mit allem Feuer der Gefühle drückte sie mich an ihre Brust. Laut weinend lag Angelotta in Montells Armen. Noch ein langer, langer Kuß. Wir rissen uns los und eilten im schnellsten Laufe dem Städtchen zu. Am Thore hörten wir den Trompeter das Signal, zur Versammlung der Unteroffiziere beim Regiments-Adjutanten, geben.

Ich fand mein Pferd schon gesattelt und gezäumt. In wenigen Augenblicken war ich in voller Uniform und Rüstung, und eilte in das Quartier des Obersten, den ich im Kreise der Offiziere und im Vorlesen der Marschordre fand. „Sie sollen hier der Erste sein, Fourier-Adjutant, und sind der Letzte. Ich werde Sie mit Ihrer Pflicht bekannt zu machen wissen!“ herrschte er mir mit einem zornglühenden Gesicht entgegen. (Die schnelle Trennung von seiner neuen Geliebten, einer erst angekommenen, wunderschönen Schauspielerin, mochte wohl die Ursache seines aufbrausenden Zornes sein, dessen Ableiter zu werden, ich die Ehre hatte). — Stillschweigend ver-

schluckte ich die verbe Wille und erwartete Befehle. Jetzt trat, auf einen Wink des Obersten, der Regimentsadjutant zu mir, sagte, daß wir zwar in kleinen Märschen, aber ohne einen Rasttag zu machen, gerade nach Frankreich zurückkehren, gab mir die nöthigen Papiere, dazu den Auftrag, mit vier Chassenrs gleich abzureiten und die Quartiere für den Regimentsstab in der nächsten Station zu machen, ertheilte mir noch einige, sehr überflüssige, Instructionen und ermahnte mich, scharf zu traben, damit bis zur Ankunft des Stabes alles gehörig besorgt sei.

Mit militärischer, möglichst umfassender Förmlichkeit — (ich wußte, wie sehr der Obrist die Förmlichkeiten liebte) meldete ich mich bei diesem als kommandirt zum Quartiermachen für den Regimentsstab und erbat mir seine besondern Befehle über die Bestimmung seines Quartiers. „Nur immer dahin, wo es guten Tisch, guten Wein und schöne Weiber und Mädchen gibt“ — sprach er recht freundlich und beschenkte mich mit einer vol-

len Flasche Araf. Ich eilte hinab, überließ den Araf meinem Chasseur, schwang mich auf den stattlichen Romänder, warf einen Blick voll Sehnsucht in die Gegend der Villa und trabte dem heimathlichen Boden zu, schwelgend in der Erinnerung an Violanda, mit Plänen für die Zukunft beschäftigt.

Wir lagen in Straßburg. Der Obrist war im Laufe des Marsches so zufrieden mit seinem Quartiermacher, daß er mir, als Anerkennung meiner großen Verdienste um seine werthe Person, ein Logis ausserhalb der Kaserne bewilligte.

Eines Abends, es dunkelte schon, trat der Postbothe in mein Zimmer und brachte mir einen Brief. Schon die Aufschrift ließ mich Violandas Hand erkennen. Es war der erste, den ich während unserer Trennung von ihr erhielt, ohngeachtet ich, unter Angelottas Adresse, ihr schon dreimal geschrieben hatte.

Die Besorgniß, daß meine Briefe nicht in ihre, sondern ihres Peinigers Hände gekommen sein, machte mir sehr kummervolle Stunden. Außer mir vor Freude erbrach ich den Brief. Violanda schrieb:

„Mein Albin! Ich habe Deine Briefe gelesen. Sie mochten mich unaussprechlich glücklich. Nur noch kurze Zeit Geduld. Der Knoten, den ich mit kühner Hand zu zerreißen beschloß, hat der Schutzgeist unserer Liebe mit milder Hand gelöst. Mache Dich auf eine frohe Ueberraschung gefaßt. Deiner heißen Liebe, Deiner edlen Treue wird reichter Lohn werden. Ihren Albin küßt im Gefühle ewiger Liebe

Violanda.“

Im Brief lag ein offnes, Liebeathmendes Billet von Angelotta an ihren Montell, für mich von Violanda eine Anweisung von vierhundert Dukaten, zu erheben beim Wechseler Goutard in Paris.

Ich küßte den Brief, ich drückte ihn an meine Brust, ich trieb all die jugendlichen

Possen der Liebe; ich lehnte mich in die dunkelste Ecke meines Zimmers, um mir jedes Wort zu wiederholen, um mir Licht zu schaffen über das Mystische der Knotenlösung, ich zerbrach mir das Gehirn. — Da sprengten Reiter durch die Straße, schmetternde Trompeten, rasselnde Trommeln riefen Offiziere und Gemeine auf den Waffenplatz. Ich hatte kaum meinen Mantelsack gepackt, als schon mein Chasseur mit meinem Pferde daher gallopierte. Im Carriere ging es an das Quartier des Obersten. Auf der Treppe begegnete mir der Lieutenant meiner Compagnie. „Wenn Sie in Paris ein Liebchen haben“, sagte er scherzend zu mir, „so geben Sie mir Aufträge. Der Gouverneur schickt mich eben als Courier dahin.“ — „dort nicht, mein Lieutenant,“ erwiderte ich und nahm die Anweisung aus meinem Portefeuille; wohl aber eine Anweisung von vierhundert Dukaten auf den Banquier Goutard. Sie würden mich sehr verbinden.“ — Lange starrte er den bargereichen Wechsel an. Ein Chasseurfourier und

vierhundert Dukatens, das waren ihm Hieroglyphen. Er versprach die Besorgung und eilte fort. Ich bekam diesmal keine Quartiermacherstelle, sondern mußte den Zug des nach Paris entsendeten Lieutenants übernehmen.

Montell jauchzte laut, als ich ihm Angeolettas Briefchen gab.

Wir zogen der Gränze Deutschlands entgegen. Der Krieg gegen Oesterreich war ausgebrochen. In der Schlacht von Austerlitz verdiente ich mir die Epaulets und das Kreuz der Ehrenlegion. Violandas Geschenk gab mir alle Mittel zur Anschaffung vortrefflicher Pferde und der Equipirung.

Es ward Friede. Unserm Regimente wurden Kantonirungen in Baiern angewiesen. Ich lag bei einem Edelmann in der Gegend von Landshut. Ihm und seiner liebenswürdigen Familie sei mein herzlichster Dank für

das viele Liebe und Gute, das ich in ihrem Umgange genoß, aus weiter Ferne geweiht.

Eines Morgens ritt ich mit meinem Juge vom Übungsplatze nach Hause, als ich auf der Landstraße einen prachtvollen, schwer bespannten Reisewagen mit vier Postpferden bespannt, einen reich gallonirten Jäger auf dem Bocke, daherrollen sah. Ich kam näher. „Halt, halt!“ erscholl plötzlich eine weibliche Stimme, die Wagenthür wurde aufgerissen, eine verschleierte Gestalt sprang heraus. Mein Herz schlug in süßer, berausgender Ahnung. Ich warf mich vom Gaul, Violanda lag in meinen Armen.

Wir hatten uns umfaßt, als wollten wir uns für die Ewigkeit umschlingen. Angelotte ergriff meine Hand. Die Berührung brachte mich zu mir selbst. Ich sah um mich her und lauter fröhliche Gesichter. Die Chasseurs, die Jäger, der Postillon, alle freuten sich mit uns, Angelotte hatte die Augen voll Wasser. Ich befahl dem Unteroffizier, die Mannschaft, der ich auf Morgen Wein

und Tanzmusik versprach, in die Quartiere zu führen. Laut jubelnd trabten die lustigen Reiter dahin.

Das Schloß meines Quartierträgers, ohnehin nicht sehr geräumig, war gerade von Jagdgästen in Anspruch genommen. Auch wollte ich mit meiner Violanda, die ohnehin das Geräusch nicht liebte, in angenehmer Stille leben. Mir fiel ein, daß eine halbe Stunde seitwärts, von lieblichen Gebüsch umgeben, das Jagdschloßchen eines reichen in München lebenden Freiherrn liegt, und von Niemand, als dem Förster, seiner Frau, einem alten Jägerburschen und einer Magd bewohnt ist. Ich eröffnete Violanda meinen Plan und sie dankte mir für dieses liebliche Asyl geheimer Liebe mit einem feurigen Kusse. Nachdem ich dem Postillon die Lage des Schloßchens bezeichnet und befohlen hatte, langsam dahin zu fahren, sprengte ich mit meinem Chasseur voraus, um Anstalten zum Empfange lieber Gäste zu machen.

Mit ziemlicher Fertigkeit in der deutschen

Sprache eröffnete ich dem grauen Weidmann, daß meine Frau aus Paris angekommen, ich wegen einen anständigen Quartier für sie und ihre Dienerschaft in Verlegenheit sei, daher ihn recht bitte, mir für einige Tage die obere Etage des Jagdschlosses einzuräumen, übrigen würde ich auf der Stelle an seinen Herrn schreiben und mir seine Erlaubniß erbitten. Eine Zugabe von süßen Schmeichervorten, der in voller Devotion mich anhörenden Försterin gespendet und zwölf blanke Ducaten, die ich dem alten Rimrod in die Hand drückte, führte mich rasch zum Ziele. Die Besorgniß des Försters wegen Mangel an Betten beseitigte seine gefällige Ehehälfte durch das Besprechen, selbe von ihrem Bruder, dem Pfarrer im nächsten Dorfe, gleich kommen zu lassen. Die Magd, der Jägerbursche wurden in Bewegung gesetzt, und als Violandas Reisewagen zum Hofthore herein fuhr, waren schon zwei allerliebste Zimmer in Ordnung gebracht und ein saftiger Rehbraten, ein spiegelblanker Karpfen, ein fettes Huhn, umgeben von Butter, seinen

blendend weißen Mehl, Eiern, Rosinen, Mandeln, allen möglichen Gewürzen u. waren in der Küche aufgeschichtet und versprochen, unter den regen Händen der kochkunstverständigen Hausfrau ein herrliches Mittagsmahl.

„Und nun mein Albin,“ sprach Violanda, als wir das so schöne Fest des Wiedersehens in süßen Umarmungen gefeiert, jede Erzählung mit Fragen, jede Frage mit Küssen unterbrochen und jetzt zum verständigen Gespräch auf dem Sopha uns niedergelassen hatten — nun, nun gehöre ich ganz Dir. Feierlich hatte ich geschworen, nach der Rückkehr meines Tyrannen mit Angelotte zu fliehen und Dir zu folgen. Schon am Tage Deines Abmarsches bereitete ich Alles zur Flucht. Das Geld und die Juwelen, dieses wohlthätige Geschenk meiner verbliebenen Tante, hatte ich außer dem Hause wohl verwahrt. Nur das höchst Nöthige, an Kleidern nur die feinste Wäsche, beschloß ich mitzunehmen, um mich mit so wenig als möglich Gepäck zu belästigen. Der alte schlaue Carlo durchschaute meine Pläne, Krieg. Abenth.

er sagte mir mit trockenem Ernste geradezu, daß ich mich zur Flucht bereite. Ich hatte nicht die Verstellungsgabe in dem Grade, um den erfahrenen Menschenkenner zu täuschen. Er sank zu meinen Füßen und beschwor mich, ihn mitzunehmen. Gold und Wein hatten ihn ganz für mich gewonnen. Er flehte so lange, er bat so beweglich, er wußte die Dienste, die er als Mann, auf so einer, mit unzähligen Gefahren verwebten Reise mir leisten könne, so geltend zu machen, daß ich gern seine Bitte erhörte und mich froh fühlte, auf einen treuen, verlässigen Diener Rechnung machen zu dürfen.“

„Carlo beschwor mich, Tuzzi's Abwesenheit zu meiner Flucht zu benutzen. Ich hatte meine Gründe, die Rückkehr meines Vaters zu erwarten. Unter seinem Verschlusse befanden sich Papiere, die mir zum einstigen Besitze meines väterlichen Vermögens unentbehrlich waren; durch List hoffte ich, ihrer habhaft zu werden. Ueberdies wollte ich nicht eine Scene der rohesten Gewaltthätigkeit, einer

unmenschlichen Behandlung herbeiführen. Angeloletta würde für genügende Zeugen gesorgt haben. Es lag mir daran, in den Augen meiner Umgebung meine Flucht begründet und gerechtfertigt zu wissen. Im Bucho des Schicksals war es anders beschlossen. Es kam ein Eilbote aus Rom, der die Nachricht brachte, daß Signor Tuzzi plötzlich am Schlagfluß gestorben sei. Tuzzi starb aus Schrecken, aus Verzweiflung, von der dem Grafen Cosetta geliebten Summe auch nicht einen Lire retten zu können. —

Noch in der nämlichen Stunde der erhaltenen Botschaft reiste ich mit Angeloletta nach Rom ab. Tuzzi war schon beerdigt. Ich ließ mir vom Gerichte die nöthige Urkunde über dieses Ereigniß geben, kehrte zurück und legitimirte mich, da Tuzzi keine Anverwandte, auch kein Testament hinterlassen hatte, als dessen einzige Erbin. Schon nach einigen Wochen ward ich von der Behörde in meinem Erbthume bestätigt. Ich ließ die sicher ausstehenden Capitalien stehen, legte die

andern zu mäßigen Zinsen sehr sicher an, ernannte Carlo zu meinem Rentenverwalter, nahm dessen Sohn, einen gelehrten Jäger in meine Dienste und wollte auf den Flügeln der Liebe und der Sehnsucht in die Arme meines Albin eilen; da brach der Krieg aus. Ich zitterte, ich betete für Dich, ich starb beinahe vor Sehnsucht nach Dir, aber die Vernunft bestimmte mich, das Ende der Feindseligkeiten abzuwarten und dann an Dein Herz zu fliehen.

Gott schenkte der Menschheit Frieden und mir die Bönne des Wiedersehens."

Schon in folgender Woche war Albin mit Violanda auf dem Wege nach Paris. Albin trat aus dem Militairverbande. In der Kirche St. Marie wurden die Liebenden getraut. Sie kauften im südlichen Frankreich beträchtliche Güter. In jedem Jahre gehen sie auf einige Monate nach Lucino. Dort

fühlt sich Albin am glücklichsten, denn dort ward ihm seine Violanda und mit ihr ein irdisches Eden.

Albin im Schooße des Reichthums und des Glücks verleugnete seinen Freund Montell nicht. Er bewirkte dessen Militair-Entlassung und gab ihm eine Stelle auf seinen Gütern, die mit reichlichem Einkommen einen angenehmen Wirkungskreis vereint. Die liebenswürdige Angelotte macht jeden Tag ihres glücklichen Gatten zu einem Fest der frohen innigen treuen Liebe.

Bei dem Verleger dieses ist ferner erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Des Kriegers Leben

und Walten. Erzählung aus dem Bereiche der Soldateska, von J. K. von Train, Seitenstück zu Paulowna, das unglückliche Mädchen im Todtengewölbe. 8. 1831.
21 gGr. oder 26 $\frac{1}{2}$ Sgr.

R a n c o n i

der welsche Räuber-Chef und seine gefürchtete Schaar. Von Dr. Th. Gräber. 2 Bde. 8. 1831. 2 Thlr. 3 gGr. od. 3 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Der bedrängte Liebhaber

auf der Reise, von Clauren. 8. 1829.
1 Thlr.

Des Bettlers Gabe.

Erzählung aus dem schwäbischen Bauernkriege, von G. Telto (Frau v. Glümer) 8. 1829.
21 gGr. od. 26 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Phantasiegebilde.

Inhalt: Cölestine. Eine Erzählung, von G.
Telto. 8. 1829. 1 Thlr.

Die schöne Advokaten-Tochter

zu Bachholberleben, von G. Bertrant.
Ein Seitenstück zur Pfarrerstochter zu Taus-
benhayn. 8. 1829. 1 Thlr.

Sultan Mahomed III.,

mit seinen 7 rechtmäßigen Frauen und 1370
Kebsweibern, oder die Flucht aus dem Harem
zu Constantinopel. Historisch = romantisches
Gemälde, von G. Bertrant. 8. 1828.
1 Thlr. 4 gGr. od. 5 Sgr.

G z e r n o t w ,

der Räuber = Hauptmann. Eine Erzählung
aus der Mitte des 18. Jahrhunderts von
Dr. Th. Gräber. 8. 2 Bde. 1 Thlr.
18 gGr. od. 22½ Sgr.

D s f a r

der tapfre Norwege. Rittergeschichte aus dem
10. Jahrhundert, von J. K. v. Train. 8.
1831. 1 Thlr.

Der Resedastrauß.

Zwei Erzählungen, von Arno (Clauren).
1) Das Testament. 2) Die seltenen Brüder.
8. 1830. 22 gGr. od. 27 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Die Kindesmörderin,

oder Mönch und Nonne. Eine Klostergeschichte, von Fried. Bartels. 8. 2 Bde.
1831. 1 Thlr. 12 gGr. od. 15 Sgr.

Die Aßkanienburger

und die Arnsteiner, oder der Sieg der gerechten Sache. Historisch-romantisches Gemälde der Vorzeit, von G. Bertrant. 8. 2 Bde.
1831. 2 Thlr.

Kleine Konterfeis

von Sebaldo, Verfasser von „Leipzigs Vorzeit.“ 8. 1829. 1 Thlr.

Die beiden Günther

von Schwarzburg. Eine historisch-romantische Erzählung aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, von Dr. Th. Gräber. 8. 1830.
1 Thlr. 4 gGr. od. 5 Sgr.

